



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Aus dem Leben der Schulfarm Insel Scharfenberg

Blume, Wilhelm

Berlin, 1928

urn:nbn:de:hbz:466:1-12478

P
03

SCHULHARM

SCHWARZENBERG

SCHWARZENBERG

M
46469



03
M
46469

13186M-5

DAS WERDENDE ZEITALTER

EINE MONATSSCHRIFT FÜR ERNEUERUNG
DER ERZIEHUNG

HERAUSGEGEBEN VON ELISABETH ROTTEN UND KARL WILKER
UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG VON GERTRUD BAER, MÜNCHEN / HEINRICH
BECKER, LEIPZIG / DR. MARTIN BUBER, HEPPENHEIM / PETER ENGL, WORMS
OTTO ERDMANN, BURG NORDECK / DR. ARTHUR FISCHER, ZÜRICH / DR. WIL-
HELM FRIEDRICH, KASSEL / PAUL GEHEER, ODENWALDSCHULE / DR. MED.
CLARA HAPPEL, BERLIN / DR. FR. KILCHENMANN, WABERN-BERN / WILLIAM
LÖTTIG, HAMBURG / DR. J. W. MACK, SELENT / DR. MED. J. MAINZER, NORNBERG
KARL METZNER, LEITMERITZ / FRITZ NATORP, SCHMALKALDEN / GERTRUD
PINCUS, BERLIN / DR. FRIEDRICH SCHLONZ, DÖSSELDORF / IRMA SANDER,
INNSBRUCK / DR. HANS SIMONS, BERLIN / DR. MED. ELSE SUMPF, VORDER-
HINDELANG / LUDWIG ERIK TESAR, WIENER NEUSTADT / DR. CARL THEIL,
JENA / DR. LEO WEISMANTEL, MARKTBREIT

*

INHALT DIESES HEFTES

AUS DEM LEBEN DER SCHULFARM
INSEL SCHARFENBERG
BILDER, DOKUMENTE, SELBSTZEUGNISSE
VON ELTERN, LEHRERN, SCHÜLERN
REDIGIERT VON WILHELM BLUME

AUS DER KLEINARBEIT DES WELTBUNDES / FR.
KILCHEMANN, VEREINIGUNG DER LOCAR-
NOFREUNDE IN DER SCHWEIZ

*

VII. JAHRGANG

OKTOBER 1928

HEFT 10

VERLAG DAS WERDENDE ZEITALTER / KOHLGRABEN BEI VACHA, RHON

AUS DEM LEBEN DER SCHULFARM INSEL SCHARFENBERG

»Gott sei Dank, daß wir arm geworden sind.
Als wir noch reich waren, ist uns ein so gescheites
Schulexperiment nicht eingefallen.«

Eugenie Schwarzwald
in einem Zeitungsaufsatz über Scharfenberg.



Am Bollehaus.

Erich Scheibner.

WIR wollen mit unsern Lesern so verfahren, wie wir es in unserm Unterricht anstreben. Das heißt: nicht Darlegungen als Fertigfabrikate bieten, sondern *selbst finden lassen*; aus Schnitten, Dokumenten, Selbstzeugnissen von Schülern, Lehrern, Eltern möge man sich ein Bild vom Werden, Sein und Wollen dieses Berliner Schulexperiments machen; wenn Widersprüche nicht ganz aufgehen, sind sie wohl auch in der Wirklichkeit vorhanden.

W. Blume, als Gründer der Schulfarm.

*H. Samter, E. Schipkus, B. Schmoll, K. Martinu, J. Heinrichsdorff,
L. Knoll, H. Setzer als gewählte Scharfenbergheft-Schülerkommission.*

ZUR GESCHICHTE DER INSEL SCHARFENBERG IM TEGELER SEE

Das Material ist zum großen Teil entnommen den »Beiträgen zur Geschichte der Insel«, die Dr. *W. Radvann*, unser Altphilologe seit Ostern 1927, in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins erscheinen läßt; die Quellen dazu sind ihm aus dem nahen Schloßchen Tegel von den Urenkeln Wilhelm von Humboldts überlassen worden.

IM Nachbardorfe Heiligensee konnte man aus dem Munde alter Leute erzählen hören, der Scharfe Berg sei ein Hexentanzplatz gewesen; seine scharfe Spitze sei von den Hexen, die den weiten Ritt nach dem Brocken nicht hätten unternehmen können, stumpf gefantzt worden.

— — — An der südwestlichen Schmalseite der Insel gegenüber von Baumwerder in dem sogenannten Hechtloch sind Holzreste gefunden, die man allgemein als einen Pfahlbau aus wendischer Zeit — etwa aus dem 8. vorchristlichen Jahrhundert — ansprach und 1880 ins Märkische Museum zu Berlin überführte; Zweifel, die dort gegen die Datierung laut wurden, sind noch nicht endgültig geklärt. — — —

Eine Urkunde aus dem Jahre 1361 spricht dafür, daß unsere Insel mit Tegel, seiner Mühle und allem sonstigen »Zubehör« in den Besitz des »Benediktiner-Jungfernklosters« zu Spandau übergegangen ist. Im Landbuch Kaiser Karls IV. lesen wir: »Tygel. Tota villa est monialium in Spandow.« Als hier am 1. November 1539 der Kurfürst Joachim II. das Abendmahl in beiderlei Gestalt nahm und damit die Reformation in der Mark einführte, wurden auch alle Dörfer, Güter, Inseln des Klosters staatlich.

»Zu wissen sey hiermit! Nachdem der Colonist Eckholdt, welcher von dem Scharffenberg bey Spandow 30 Morgen gegen 10 gute Groschen Canon pro Morgen in Erbpacht erhalten, gebethen, ihm die von diesem Scharffenberg noch übrig gebliebenen 37 Morgen 41 Quadrat-Ruthen nebst dem dabey liegenden 16 Morgen enthaltenden kleinen Baumwerder*) gleichfalls gegen einen Canon von 10 g. Gr. pro Morgen jährlich zum Hopfenbau in Erbpacht zu geben, und auf den von der Königl. Churmärkschen Krieges- und Domainen-Cammer deshalb nach Hofe erstatteten Bericht diesem Gesuch zu deferiren, unbedenklich gefunden worden, so ist darüber ein unwiderruflicher Erbpachtscontract verabredet worden.« — »Seine Königl. Majestaet von Preussen, Unser allergnädigster Herr konfirmiren und bestätigen die für den Colonisten Eckholdt ausgefertigte Erbverschreibung über den ihm in Erbpacht überlassenen Scharffenberg ... in allen Punkten und Clauseln hiermit in Gnaden...

Signatum Berlin den 28. Augusti 1776.

gez. Friedrich«.

Dieser Kolonist nahm für die Rodung und Bebauung seiner Inseln Vorschüsse bei dem Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt im nahen Tegel auf und »cedierte, übertrug und übereignete« diesem dafür ein Jahr später alle seine

*) Die Nutznießung dieser kleineren Insel ist mit Scharffenberg verbunden geblieben. Gerade heute, da wir diese Urkunden zusammenstellen, bringen unsere Schüler die Grummet von dort mit der Wagenfähre stakend und singend herüber.

»Rechte und Gerechtigkeiten an Scharfenberg und Baumwerder«. Seitdem schickte das Tegler Gut sein Jungvieh nach hier auf Sommerweide. Oft haben die Söhne des Gutsherrn Alexander und Wilhelm sich hier vergnügt; populäre Darstellungen ihres Lebens wollen uns gegen die Chronologie sogar glauben machen, ihr philanthropischer Erzieher Joachim Heinrich Campe habe auf der Insel an seinem Robinsonbuch gearbeitet.

Alternd schrieb *Wilhelm von Humboldt* an »seine Freundin« aus Tegel im September 1824:

Das Laub der Bäume fängt schon an, die Buntfarbigkeit anzunehmen, die den Herbst so sehr ziert. Der kleine Ort, den ich hier bewohne, ist vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche große, schöne und mannigfaltige *Bäume* durch alle wechselnden Jahreszeiten hindurch gewähren. Um das Haus herum stehen alte und breitschattige, und umziehen es mit einem grünen Fächer. Ueber das Feld gehen in mehreren Richtungen Alleeen, in den Gärten stehen einzelne Fruchtbäume, im Park ist ein dichtes und dunkles Gebüsch, und der See ist vom Walde umkränzt, sowie auch alle Inseln darauf mit Bäumen und Büschen eingefaßt. Ich habe eine besondere Liebe zu den Bäumen und lasse nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen. Es liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnsucht, wenn sie so fest und beschränkt im Boden stehen und sich mit den Wipfeln, so weit sie können, über die Grenzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was so gemacht wäre, Symbol zu sein. Im Grunde geht es dem Menschen mit aller scheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders. Er ist, wie weit er umherschweifen möge, doch auch an eine Spanne des *Raums* gefesselt.

Oder wir stehen mit ihm an einem Märztage an unserem Ufer:

»Der See, der in meinen Besitzungen ist, ist natürlich jetzt wieder ganz frei von Eis. Das ist immer ein Schauspiel, an dem ich mich sehr erfreue, dies Befreitwerden des Wassers von den Banden, die ihm im Winter seine schöne Beweglichkeit rauben und es dem festen Lande gleich machen. Man fühlt ordentlich die wiedergegebene freie Bewegung mit und ist der rauhen Starrheit gram, welche das zarte, hingleitende Element, so tief sie ihren Einfluß auszuüben vermag, um den schönsten Teil seiner eigentümlichen Natur bringt. Man sagt gewöhnlich, das Wasser trennt die Länder und Orte, aber es verbindet sie eher, es bietet eine viel leichter zu durchschneidende Fläche dar als das feste Land, und es ist ein so hübscher Gedanke, daß, wie weit auch die Ufer voneinander entfernt sind, die Welle, die mir die Füße bespült, in kurzer Zeit am gegenüberstehenden Gestade sein kann.«

Einige Jahre später überläßt der »Geh. Staatsminister Freiherr von Humboldt, Exzellenz den sog. Scharfenberg, den Baumwerder und den Lindwerder in ihren Grenzen und Malen gegen einen jährlichen Geldkanon« und unter Wahrung des Vorkaufsrechtes für die Familie von Humboldt einem »Erbpächter«. Von einem solchen sind 1884 und 85 drei der Häuser gebaut, in denen die Schule heute wohnt.

Und auch *sein* Name ist keineswegs unbekannt. »Das kleine Eiland, auf dem wir hier unser prähistorisches Frühstück halten«, so läßt Heinrich Seidel den guten Havelmüller im Leberechtroman erzählen, »dieser Lindwerder gehört dem Naturforscher Dr. Karl *Bolle*, der auf der dort sichtbaren größeren Insel Scharfenberg haust und sich dem Schutze der dort zahlreich angesiedelten Singvögel widmet. Hier dagegen wohnt niemand als ein Pärchen Dorngrasmücken, die er als

Vizewirte abkommandiert hat.« Ornithologische Reiseberichte, Beiträge zu Brehms Tierleben, viele volkskundliche Studien über die märkische Umgebung stammen aus Bolles Feder. In einem Manuskript, das Schüler auf dem Hausboden fanden, hat er einen Wachstums- und Blütenkalender über 752 ausländische Bäume und Sträucher geführt, um die er schon nach 5 Jahren die Insel bereichert hatte. In seinem Notizbuch lesen wir: »Meinen Geburtstag mit Pflanzen hingebacht; abends den Leuten Punsch gegeben und meine Gedichte vorgelesen.« »Zwischen den blühenden Herrlichkeiten, die ein sorgsam guter und wissender Freund der Natur mit Herbergsvaterfreue hier heimisch gemacht hat«, erlustierte sich gern der Dichter Otto Julius Bierbaum, Liliencrons und Dehmels Sangesfreund. Als Inselgast hat er hier zu seiner lyrischen Sammlung: Nempt frouwe disen kranz, die Widmungsepistel für seine Gattin geschrieben. »Wär ich gelehrt und mein Kopf eine Botanisiertrommel, was wollt ich Dir da für Scharfenberger Namen aufkramen: afrikanische und amerikanische, chinesische und japanische, und Du solltest wacker nachschlagen müssen in der Flora aller Erdenzonen. Aber ich verstehe von all diesen schönen Dingen nichts als ihre Schönheit und ihr blühendes, fruchtendes Leben, das für mich keinen Namen und nur den einen Sinn hat: *Schönheit in Freiheit*.

Das ist so wunderbar hier, daß das Fremde im Heimischen wie Heimisches steht, nicht etikettenbehangen und in Studierbeeten als Museumskuriosität, sondern wildschlicht unter dem, was uns gewöhnlich scheint und doch auch Wunder ist: Der Japandornbusch neben dem Johannisbeerstrauch, das Bambusbäumchen neben der Königskerze, der Lorbeer am Stamme der Eiche. Und kein Wildling wird ausgerauft, nichts Lebendiges wird als Unkraut bekriegt, *keine Gartenschulmeisterei schwingt den Bakel* über der Natur.

Mich dünkt das hier ein guter Ort zu sein, recht in sich einzukräftigen, was Schönheit ist. Aber nur wer Liebe zu Allem hat, vermag das, und nur, wem ein Auge ist, das *nicht schmält mit dem bösen Blicke des ewigen Korrigierens*.

Ich bin ganz fest davon überzeugt, daß der große Pan, der ja auch ein Wald- und Wiesengott gewesen dermaleinst, auf Scharfenberg wohnt. Dort hinten, in dem dichten Schilfe nach dem Baumwerder zu, hab ich ihn jüngst leibhaft und ganz deutlich gesehen.

Aber sonderbar:

Der Traum von Scharfenberg ließ mich auch wach nicht frei,
Mir wars, als ob ich Dir aus ihm was schuldig sei,
Und immer wieder klang in mir wie Singetanz
Das schöne Walther-Wort: Nempt, Frouwe, disen Kranz.«

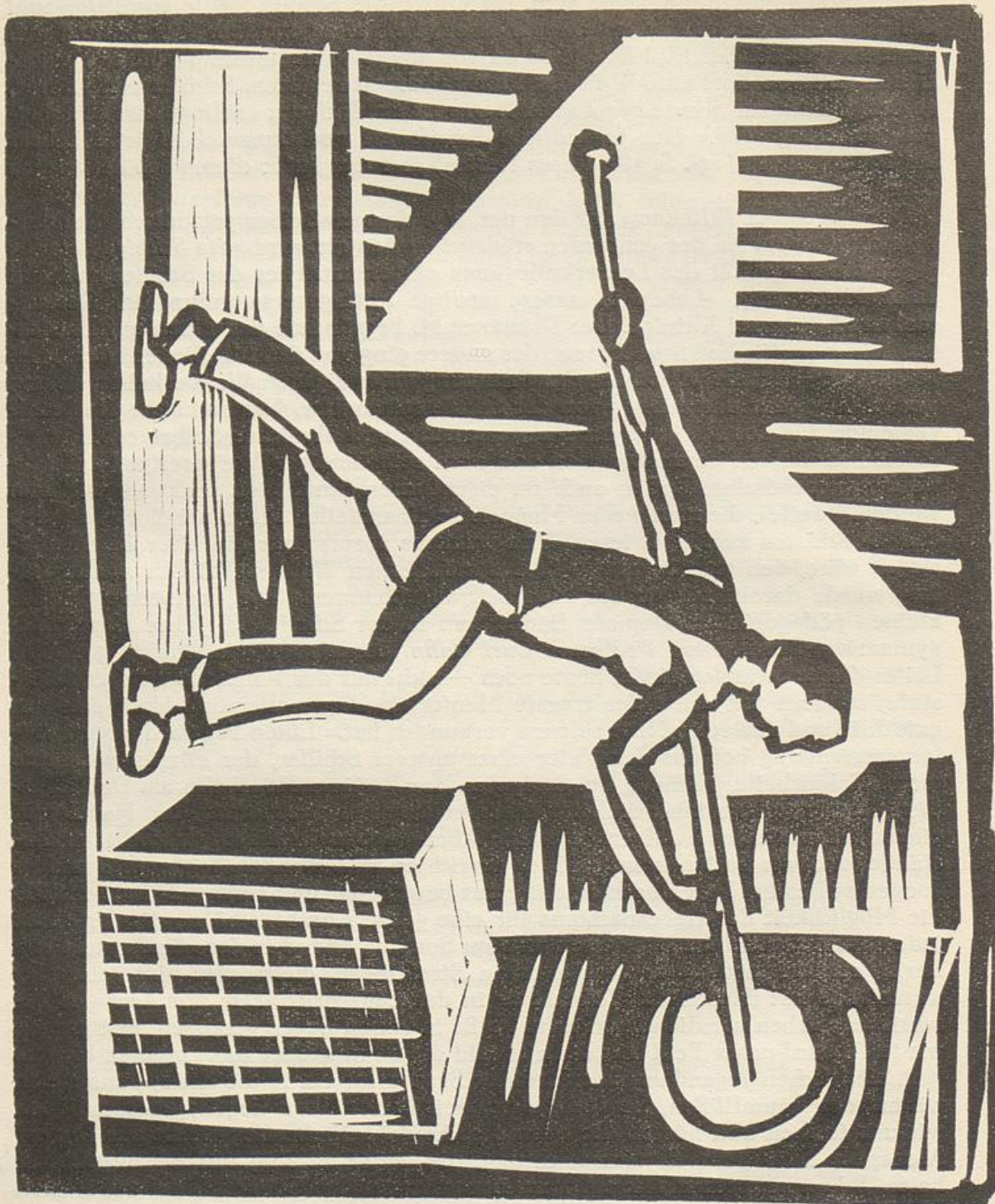
WIE AUF DIE HUMBOLDT- UND BOLLEINSEL EINE SCHULE KAM.

Keime, Einflüsse, Grundlagen.

WIR lesen zuerst einen merkwürdigen, überschwenglichen Wanderbericht aus den Annalen einer *Lesevereinigung*, die sich am Berliner Humboldt-Gymnasium um einen Deutschlehrer geschart hatte. »Die Wanderrast am Wiesenburger Schloßteich währte länger, als sie sollte; wir sprachen hin und her über den Plan einer Schule, wie *wir* sie uns ausdachten; wir wurden lebhafter und lebhafter; Scherz und Rausch gingen durcheinander. Ein Glossolalein! Nichts

Menschliches durfte ihr fremd sein. Da sollten die Schüler Ställe ausmisten und Cellokonzerte geben. Fast alle beschlossen, Lehrer zu werden. Wir würden uns dann auf ein solches Schloß, wie es da vor uns lag, mit unserem Führer zurückziehen und von dort eine Welt der Menschlichkeit regieren. Schüler und Lehrer, vereinigt Euch zur Schule der Zukunft! Das ist der Ruf, der erklingt vom Flämingpfingstausflug 1918.« Der jugendliche Schriftwart von dazumal ist jetzt Lehrer auf Scharfenberg (vgl. S. 400 dieses Heftes) und der Tutor dieses Schülervereins sein Leiter.

Der November 1918 kam, mit ihm der Wynckenerlaß über periodische Schülerversammlungen. An der genannten städtischen Anstalt ward »die Schulgemeinde« gegen die Majorität des Lehrerkollegiums eingeführt. Hier das Schülerprotokoll einer Maisitzung; »Leben in unsere heutige Mittagsversammlung im Gesangsaal brachten zwei Anträge. Der Primaner M. begründete den einen auf Einrichtung eines politischen Sprechsaals, der andere ging von den Mitgliedern der Lesevereinigung aus; sie wünschten die Gründung eines eigenen Wanderheims, dessen Verwaltung ganz unabhängig von der Schule sein müsse. Nur so könne die Schulgemeinde aus der Periode der Pausenaufsicht und ähnlicher Selbstverwaltungs-scheinmaßnahmen herauskommen und nach selbständiger Vorbereitung auf auswärtigem, neutralem Boden auch im eigentlichen Schulleben praktisch wirksam werden. Zweifel, die man wegen Mangels an finanziellen Mitteln äußerte, wurden von Optimisten zurückgewiesen. Und wenn es vorerst nur ein alter Eisenbahnwagen wäre, den man irgendwo in den märkischen Wald stellt! Der zweite Antrag wurde darauf mit großer Mehrheit angenommen.« Die Fortsetzung dieses kleinen pädagogischen Romans findet man in der Schrift »50 Jahre Humboldt-gymnasium-Berlin« von Professor *Carl Cohn*; damals der einstimmig gewählte Leiter dieser Schulgemeinde, heute noch — nicht nur der Philologe unserer Oberstufe, sondern uns allen der treuste Mentor, in dessen Persönlichkeit sich das gute Alte und das echte Neue seltsam verbunden hat.« Einen Tag nach jener Schülerversammlung bot uns der Vater eines unserer Schüler, der Förster war, eine leere Waldarbeiterwohnung bei Stolpe an der Berliner Nordbahn an. Das Häuschen liegt in einer landschaftlich schönen Umgebung zwischen der Havel und einem meilenweiten Kiefernhochwald. Aber es war in einem furchtbaren Zustande, und wir hatten kein Geld, es herrichten zu lassen. Da legten sich unsere Jungen selber ins Zeug, machten das Haus bewohnbar und schufen Pfingsten 1919 die Möglichkeit des Uebernachtens für eine ganze Anzahl Schüler, die fortan an jedem Sonnabend hinauspilgerten und am Sonntag Abend in das Häusermeer von Berlin zurückkehrten.« Einmal aber an Streiktagen, gleich vier hintereinander waren's, so hat damals ein Teilnehmer in der Zeitschrift »*Das Wandern*« es beschrieben, haben wir die unverhoffte Muße in vollen Zügen genossen; erst gruben wir in Akkord unser Feld um; denn sobald die Bahn wieder fuhr, mußten die uns vom städtischen Jugendamt überlassenen Saatkartoffeln in die Erde; dann saßen wir auf den Baumflößen, die dort massenweis in der Havel liegen; langsam ließen wir uns treiben und hörten die ebenso sacht dahinfließenden Verse aus Rudolf Alexander Schröders Elysiumsdichtung, die einer zufällig mit herausgebracht hatte. Schwerer noch als sonst ward uns diesmal das Scheiden, als am letzten Abend »der aufsichtführende Kamerad« die selbstgefügteten Fensterläden verriegelte. Und auf dem Heimmarsch spricht man von Sassaja Poljana, der wirtschaftenden Kindergemeinde auf dem Gut des Grafen *Tolstoj*; verschwommen und doch lockend tauchte in dieser Nacht *das Bild einer Schulfarm* vor den Wanderern auf! Der Horror vor dem grauen Montagmorgen im Schulgebäude wurde



Die Arbeit

Linolschnitt von Heinrich W. 1927

der Geburtshelfer für den Plan, die Schule — für eine Klasse zunächst — mit in den Wald hinauszunehmen. In einer *Quäkersitzung* pirschte sich der in den Stolper »Verwaltungsausschuß« gewählte Lesevereinsleiter an die vorsitzende Frau Stadträtin Weyl heran.« Ausgeschlossen, in ein fremdes Haus können wir doch nicht eine größere Küche oder bessere Schlafräume bauen; aber wie wäre es mit dem Landhaus auf der Insel Scharfenberg? Die hat ja die Stadt vor 10 Jahren von den Erben Bolles und Humboldts käuflich erworben; seitdem steht das Haus leer; sein Zustand kann Sie und Ihre Jungen nach dem Stolper Wildwestabenteuer ja nicht schrecken.«

»Und da lag *unsere* Insel«, heißt es unter dem 30. März 1921 im Tagebuch eines Schülers, der in der Feriensturmkolonne von Stolpe zur Insel mit herübergezogen ist«, der See warf uns die Mittagssonne ins Gesicht; die Fähre zog einen schwarzbraunen Schlußstrich unter das Bild. Und dann waren wir drauf und schlossen unser Schloß mit dem großen eisernen Schlüssel. Jetzt läuft man wohl gedankenlos über die Marmorstufen der Vorhalle; unser Erstaunen nach Stolper Ziegelsteinen ist schwer zu beschreiben. Doch der Staub war vor allem. Es gab Arbeit. Wochenlang. Wolkenweise verließ der Feind seine Stellungen, die er mit Legionen Spinnen und Schwadronen Ratten hartnäckig verteidigte. Zerschlagen vom Kampf lagen wir allabendlich im Strohlager im blauen Zimmer, ohne Unterschied — Professor, Student, Primaner und Tertianer.« Das war Scharfenbergs erste *Arbeitsgemeinschaft*, die zum großen Teil für andere in Schmutz und Schweiß sich mühte; denn nicht alle Mitkämpfer waren gerade Schüler der Untersekunda, die dann von Mai bis Oktober bei Sport und Spiel und unverkürztem wissenschaftlichen Unterricht auf der Insel in enger Gemeinschaft mit 3 Lehrern gelebt hat.

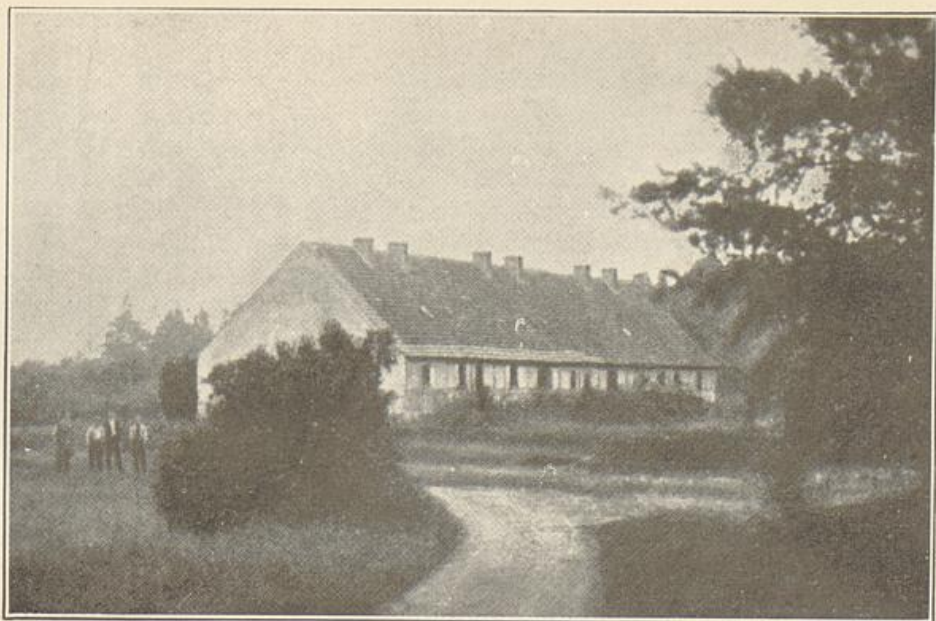
Es ist rührend, heute in dem Bericht über das Scharfenberger Sommerschulunternehmen, den das Ministerium von den drei Berliner Studienräten Cohn, Max Schmidt und Blume damals eingefordert hat, von dem Aufblühen der Kriegskinder aus dem dunkelsten Norden Berlins auf den sonnigen Akklimatisationsplätzen im Inselpark Dr. Bolles zu lesen; wie da eine Mutter nach längerer Trennung ihren Sohn, den zierlichsten in der Schar, mit den Worten begrüßt hat: »Junge, du hast ja statt der Stöcker jetzt richtige Arme!« Aber man stößt beim Blättern in diesem Bericht auch schon auf den Satz: »Die gesundheitlichen Ergebnisse, die bei dem Experiment bei Eltern und Schülern zunächst im Vordergrund gestanden hatten, wurden im 3. und 4. Monat neben den pädagogischen nur zur selbstverständlichen Zugabe.«

Manches von dem, was hier damals begonnen wurde, ist in der späteren Entwicklung der wirklichen Inselschule in Geltung geblieben: Nicht nur *das Unterrichten im Freien*, bei dem schon damals Lehrer und Schüler so oft gefühlt haben, »daß unter des Himmels Angesicht man immer besser und freier spricht«, nicht nur *das abendliche Vorlesen*, wie es noch jetzt in den Schlafsälen und Buden im Schwange ist; was heute als »*Arbeitsunterrichtsmethode*« viel beschrieben wird, hat sich hier *bereits damals*, da die Lehrer in dem kameradschaftlicheren Zusammenarbeiten sich ihrer Kathederautorität begeben mußten, von selbst eingestellt. Beispielsweise werden die deutschen und geschichtlichen Unterrichtsstunden aus dem Sommer 1921 folgendermaßen geschildert: »Wenn Gelesenes besprochen werden soll, fragen fast nur noch die Schüler, andere suchen diesen die gewünschte Aufklärung zu geben oder die erhobenen Zweifel zu entkräften; sie debattieren darüber gegeneinander, erzählen zur Erläuterung frank und frei von eigenen Erlebnissen, er bieten sich, über diesen oder jenen Punkt nach Büchern das nächste Mal noch genauer Auskunft zu erteilen oder über Volkskundliches

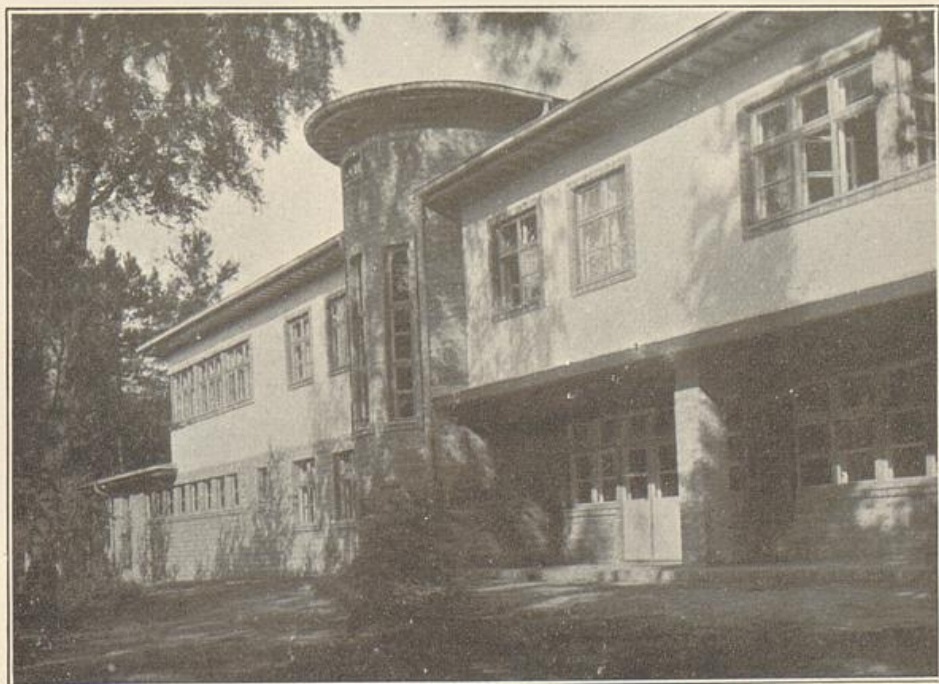
sich etwa durch Handwerkerbesuche in der Nachbarschaft zu orientieren; sie führen abwechselnd über den Gang der Stunden Protokolle, die dann, nachdem die Klasse selbst sachliche und stilistische Kritik geübt hat, in ein dazu angeschafftes Buch eingetragen werden.« *Sprechübungen*, zu denen sich hier mehr Zeit gefunden hatte, waren den Schülern so lieb geworden, daß auf ihren Wunsch im Winter die dritte deutsche Stunde im Gymnasium für freiwillige Deklamation reserviert bleiben mußte, die dann von den Hörern selbst auf Stimmzetteln schriftlich beurteilt wurden. — Man blieb *nach dem Abendbrot* oft im familiären Kreis zusammen sitzen, *besprach* den Speisezettel oder Festprogramme, kam überein, das tägliche Tischgebet, durch Wechsel der Sprecher und die Möglichkeit, auch Dichter- und Denkersprüche als Tagessegen zu wählen, vor formelhafter Erstarrung zu bewahren, erklärte in feierlicherer *Abstimmung* aus Anlaß eines Budenvorkommnisses das Rauchen mit dem Zweck und dem Charakter des Insellebens für unvereinbar, hörte sich bei solcher Gelegenheit wohl auch etwas mehr vorbereitete Schülervorträge an, so einen über die Lüge, der dazu aufforderte, aus dem engen Verhältnis zu den Lehrern die moralisch gebotenen Konsequenzen zu ziehen und vor allem auch später aus dem städtischen Schulleben den Geist der Unehrllichkeit verbannt sein zu lassen.

Die Rückkehr dorthin erschien, je länger der Sommeraufenthalt währte, nicht wie das von vornherein beabsichtigte Ende einer Episode, sondern wie das unorganische Knicken fest in anderen Tiefen wurzelnder Keime. War doch in einer ganzen Anzahl von Schülern unmerklich fast das Bewußtsein gewachsen, daß hier in dem Verkehr mit der Natur, im Umgang mit den Kameraden, im Austausch mit den Lehrern tiefere Kräfte heimlich am Werk waren, ihr Innenleben zu bereichern, eine ernstere Auffassung, eine vielfach ganz andere Lebensrichtung anzubahnen. Ein kleines, doch sprechendes Symptom dafür war, daß die Insassen eines Zimmers in den letzten Wochen den Lehrer beim Gutenachtsagen des öfteren baten, ihnen vorm Einschlafen noch etwas aus *Hermann Lietz'* Lebensbuch oder seinem »*Heim der Hoffnung*« mitzuteilen. Und den Lehrern war es trotz vieler glücklicher Stunden doch auch aus der Erfahrung heraus zur bitteren Gewißheit geworden, wie sehr dieser Kriegsjugend *eine Erziehung zum Gemeinschaftssinn* not tue, wie ihr in der Stadtschule mit ihrer Klassenhierarchie und ihrem manchesternen Konkurrenzideal der Satz: es gibt nur eine Tugend, die, sich selber zu vergessen, und nur ein Laster, an sich selbst zu denken, — nie zur selbstverständlichen Maxime werden würde. Der Schulwinter in Berlin besiegelte diese Erkenntnis. Die auf einen natürlich-frischen, freimütigen Ton gestimmte Art des Verkehrs stieß hier an die Wände der Klassenzimmer; die Lehrer und die Aufrechten unter den Jungen, die die Schülermaske zu tragen verlernt hatten, wurden in äußere und innere Konflikte geworfen. Das Kollegium der alten Schule frontierte, die Elternschaft der nächsten Sekundanergeneration wollte nicht geschlossen mitgehen, — eine unbedingte Voraussetzung für die Wiederholung des Sommerschulunternehmens.

Die Insel, die nach den Erfahrungen des Sommersversuchs für eine »*pädagogische Provinz*« vor den Toren Berlins geradezu prädestiniert schien, wieder aus der Hand zu geben, war ausgeschlossen. Der jüngste der drei Lehrer, als Jungeselle an keine Rücksicht gebunden, reichte deshalb dem Magistrat den »*Zukunftspan einer Inselnschule*« ein und bat, ihm das Herrenhaus auf Scharfenberg, die Schulplätze, drei Morgen Wiese, sowie den die Villa umgebenden Parkblock in demselben Umfang, wie er der Schulverwaltung im Sommer vorher zur Verfügung gestanden hatte, bis auf weiteres neben dem das übrige bewirtschaften-



*Das »Schulgemeindeheim« im Stolper Wald 1920.
(Entnommen der Geschichte des Humboldtgyrnasiums von
Carl Cohn, Scherl 1925.)*



*Der Neubau 1928 auf der Insel Scharjenberg.
(Oben Schlafsäle, Schülerarbeitszimmer, unten Wasorraum,
Unterrichtssaal mit Bühne; Loggien für Gruppenbildung.)
Aufgenommen von Lothar Z., Mitglied unseres Photokurses.*

den Pächter zu garantieren. Er und 10 Schüler meldeten sich vom Gymnasium ab. *Secessio in insulam sacram!* Aus anderen Schulen Berlins gesellten sich 11 Schüler dazu, Sekundaner und Primaner, entschlossen, sich ihre eigene Schule zu gründen, unbekümmert um Berechtigungen. Der gerade eingerichtete städtische Versuchsschulausschuß unter Vorsitz des Stadtschulrats Wilhelm Paulsen, der den Gründer vom ersten Auftauchen des Planes an durch teilnehmende Begeisterung ermutigt hatte, bewilligte für die notwendigsten baulichen Reparaturen an und in der Inselvilla eine Summe, die infolge des Zupackens der Schüler noch zu anderen wichtigeren Schulzwecken ausreichte. Die Einwände der üblichen Sicherheitskommissare, »die an sich gewiß recht schöne Sache müßte erst auf längere Sicht durchkalkuliert werden«, waren abgewiesen; der Magistrat stellte die Gehälter für drei Lehrer aus dem Fonds für Hilfskräfte zunächst auf ein Jahr bereit. Diese, einige freiwillige Mitarbeiter und die 21 Schüler berieten den 4. Mai 1922 gemeinsam auf der Insel — von morgens bis abends: Wie die im Alter ziemlich verschiedene Schar eingeteilt werden sollte — in Zwischenstufe und Oberstufe; wieweit ein Stundenplan notwendig sei und wie er aussehen müsse; wie sich die von Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen kommenden Zwischenstüfeler am besten gruppierten; welche »Neigungskurse« für die Oberstüfeler nach ihrem eigenen Ermessen sich notwendig erwiesen — ein antiker, ein mathematischer, ein biologischer, ein Deutschkurs und ein englischer; es mußte dabei reiflich überlegt werden, wenn jemand seiner bisherigen Schullaufbahn entgegen, aber seiner Begabung folgend sich für die verstärkte Stundenzahl und die höhere Zielleistung eines solchen Kurses entschließen wollte; es erhob sich die Frage, ob



*Lehrer, Hund und Schüler beim ersten Dauerlauf um die Insel.
(Seitdem ist der Morgenlauf 6,15 Uhr Sommer und Winter Tradition.)*

jemand zwei davon auf sich nehmen dürfe; oder wie das Verhältnis des Kulturunterrichts zum Naturunterricht innerhalb des alle Oberstufler und alle sogenannten allgemeinbildenden Fächer zusammenfassenden Kernunterrichts sein sollte; man überlegte, ob man die zweite resp. dritte Sprache mehr dem Privatstudium sich allein zusammensetzender Zirkel überlassen dürfe; daß man die Musik nicht durch Einfügung in den Lektionsplan entweihen möchte — aus dem Chaos der Wünsche und Ansichten gestaltete sich erst am zweiten Tage ein freilich im einzelnen auch jetzt noch labil gebliebener »Umriss«, mit dem die Chronik der *nunmehr auf der Humboldt- und Bolleinsel begründeten Scharfenbergschule* begonnen wurde.

CHRONIKBLATT VOM EINZUGSTAGE IM MAI 1922.

Grüne Wiesen, blauer Himmel, Kuckuksruf; und ich freue mich. Die Wolken ziehen vorbei, und ich denke an mich, meine Jugend.

Ich fahre in der Bahn: neugierig, ungewiß, beklommen...

Ich steige aus.

Es regnet. Dunkel hängen die Wolken am Himmel. Aber Pflanzen, Vögel, alles glänzt in frischen Farben, und ich gehe durch einen dunklen Wald, melancholisch, abgestumpft.

Da... in einem trüben Meere liegt, von der Sonne beschienen, meine Zukunft.

Die stillen, ersten, hohen Bäume schütteln ihr Haupt. Aber die Sonne scheint, sie freuen sich und ziehen ein reines grünes Kleid an und...

Ueber den schwarzen See fährt mich eine ernste Gestalt.

Drüben aber lacht man, schafft man...

Und ich freue mich und lebe.

Grüne Wiesen, blauer Himmel, Kuckuksruf;

Ich träume und freue mich.

Ich sehe runde, steife Fracks sich in einer Hitze abmühen. Ihre Glatzen blitzen in der Sonne, sie verbeugen sich, schauen auf einen nackten Körper, und wie wütend tasten ihre dicken rundlichen Finger weiter.

Und dennoch!

Ich liege in der Sonne und freue mich.

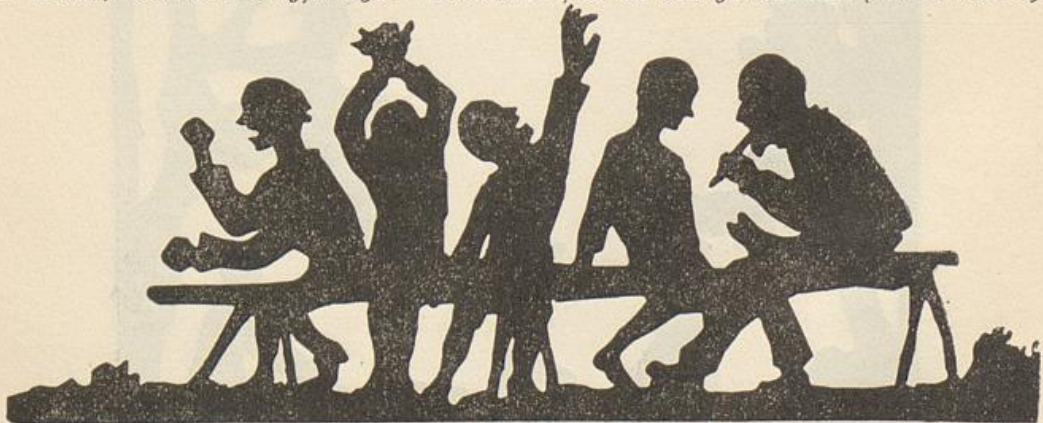
Braune Kinder ziehen an mir vorbei, sie lachen, springen und arbeiten.

Bunte Gewänder ziehen an mir vorbei und ernste weise Greise.

Ich renne hinterher, bleibe stehen und reibe mir die Augen, lauf weiter, überkugle mich und lache.

Ich liege in der Sonne und lache über Euch.

Joh. Woldt, damals als 15jähriger Zwischenstufler zu uns gekommen. (Abiturium 1926.)



Die erste Budenverteilung.

damals als 15jähriger Zwischenstufler zu uns gekommen; jetzt Kunstschüler.

(Die von den Schülern nach einigem Kennenlernen geäußerten Wünsche, mit wem sie am liebsten das Zimmer teilen, möchten, durchkreuzen sich oft und sind daher nicht leicht zu befriedigen.)

Scherenschnitt von Arnold Fritz,

ENTWICKLUNGSETAPPEN

AUSGEWÄHLT UND DARGESTELLT AN DER HAND DER
CHRONIKBÄNDE.

1. Zensuren?

IM September 1922 vor dem ersten Zeugnistermin schaffte ein von den Eltern bestätigter Beschluß der Lehrer und Schüler gegen eine Stimme die Zensuren ab, »nicht aus Schwäche, sondern aus dem Gefühl der Sicherheit, begründet in dem engen Zusammensein von Eltern, Lehrern, Schülern und in dem Arbeiten um der Sache und nicht um der Nummer willen.«

Was uns Lehrern zunächst eine selbstverständliche Aeüßerlichkeit hatte scheinen wollen, erwies sich jedesmal nach dem Zutreten einer neuen aus den Schulen zu uns herauskommenden Generation als sehr bedeutungsvoll, sowohl für die Entfaltung des Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern, als auch für deren Gesinnungsbildung.

Als wir einmal im Kulturunterricht bei Behandlung der geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts Louis Blancs Organisation der Arbeit lasen, diese große Anklage gegen die »Konkurrenz, die alle Quellen der Ehrlichkeit, der gegenseitigen Hingabe, der Poesie austrocknet«, ist uns nach Jahren erst recht klar geworden, daß die Zensuren in unserem Lebenszuschnitt, wie er nun einmal geworden ist, ganz undenkbar sein würden.

2. Die Novemberpunkte.

Nicht aus theoretischen Erwägungen, von ganz konkreten Fällen aus, deren Beilegung von innerer Erregung stark durchzittert gewesen war, bekannten sich Schüler, Lehrer und Eltern nach dreimaliger Aussprache gegen eine Lehrer- und eine Schülerstimme im November 1922 zu folgenden Grundsätzen:

1. Pflege, unter keinen Umständen Verminderung der körperlichen Arbeit zum Besten des Ganzen.
2. Beibehalten der Einfachheit, nicht als eines Notbehelfs, sondern aus Prinzip; die Erziehung soll Freude am Schlichten einimpfen.
3. Gesunde Abhärtung in Nahrung, Kleidung, Aufenthalt im Freien, Bestehen von Gefahren — »wo nicht Jünglinge gewagt werden, können nicht Männer werden!« Scharfenberg will ein hartes Geschlecht erziehen.
4. Offene Aussprache untereinander, in allgemeinwichtigen Angelegenheiten am besten öffentlich vor allen, nur kein Geflüster in kleinerem Kreis, kein Absondern der Unzufriedenen — kein überkritisches Schwatzen, aber unbedingte Ehrlichkeit der freien Meinungsäußerung.
5. Freiwilligkeit das Prinzip für alle wissenschaftliche Arbeit — Fortfahren in der Erziehung dazu, auch wenn einzelne Fälle (Nichtabliefern terminfreier Aufsätze) die volle Reife dafür noch vermissen lassen.

Zwei Jahre später, als sich zum ersten Male Anzeichen von Pennälertum bemerkbar gemacht hatten, wurde diese Plattform einstimmig bestätigt und von Elternseite aus dem besonderen Anlaß heraus dahin interpretiert, daß »die Ablehnung aller sogenannten Vergnügungen und Kulturgüsse, die modgemäßig zum Leben der Jugendlichen gehörten, bewußt als Lebensform zu betonen sei.«

3. Errettung aus Winternot.

Man hatte uns bereits in Berlin tot gesagt. Die Reformer müßten, weil sie nichts mehr zu essen hätten, in die verhaßten Mauern zurückkehren. Daß wir hungerten, war nicht zu leugnen. Da sandte uns *ein holländisches Hilfskomitee*, dessen Mitglieder bei uns hospitiert hatten, einen Waggon Kartoffeln, Roggen und Bohnen frachtfrei bis Tegel. Nach solcher Ermutigung bissen Lehrer und Schüler die Zähne zusammen. Unter Dransetzung des Letzten, was wir äußerlich und innerlich noch herzugeben vermochten, führten wir den Stuckenschen Gawan, dies Mysterium von der Tod und Sünde überwindenden Liebe, zu Weihnachten in unserem »Schlößchen« auf; die Gäste, darunter Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden sowie der Wohlfahrtspflege, der Quäker vor allem, glaubten seitdem an uns! »Gesang soll erschallen. Nachdem wir gebetet zusammen vor Göttin und Gott, soll strahlen in Jul-Blocksflammen Schloß Camelot. Unser Herz schmolz, während auf Weihern das Wasser gefror. Drum laßt uns Christnacht feiern, wie nie zuvor.«

4. Am Scheidewege.

Sollte man Ostern 1923 bei der Hinzunahme eines zweiten Schülerjahrgangs Söhne reicherer Eltern wählen, um der finanziellen Schwierigkeiten leichter Herr zu werden? — »Beiseit mit der Geburt, ich frage, wer du bist!« — 20 Schüler aus den obersten Klassen Berliner Gemeindeschulen zogen neu ein — *ein »Aufbaujahrgang«*, der nun mit den »höheren Schülern« vom ersten Jahr unter einem Dache lebte. *)

Zum gleichen Termin stand nach nervenangreifender Kündigung des Pächters, wobei der damalige Obermagistratsschulrat Nydahl unserer Sache ein energischer Schildhalter gewesen war, der Schule das ganze Inselareal zur Verfügung. Ein ausländischer Fabrikant bot eine große Stiftung an, die Landwirtschaft, zu deren Betrieb außer einigen Gartengeräten nahezu alles fehlte, auf die Beine zu stellen; jährlich so und so viel! Aber wir hätten unserer Freiheit drangeben müssen — die Hauswirtschaft in fremder Regie, Freistellen vom Gönner besetzt... *Der Mammon versuchte uns*. Der junge Landwirt, ein ehemaliger Schüler, der nach Aufgabe seiner Stellung uns als Fachmann helfen wollte, rief am anderen Ufer: »Hol über!« Wir blieben fest und lehnten ab. Ein deutscher Großindustrieller, unser Nachbar im Tegeler See, half auf unsere Bitte, zwar in viel kleinerem Umfang und nur einmalig, aber auf vornehmere Art, und es genügte — wir aßen im nächsten Winter eigene Kartoffeln, tranken eigene Milch, waren *eine Schulfarm* geworden.

Einlage:

ENTWICKLUNG UND BEDEUTUNG UNSERER LANDWIRTSCHAFT AUF GRUND DER AUFZEICHNUNGEN IN DEN WIRTSCHAFTSBÜCHERN.

A. Viehbestand:

a) Ostern 1922: 2 Ziegen, 2 Kaninchen, 3 Hühner. Viehkauf in Inflationszeit ausgeschlossen. Ziegen vermehren sich auf 10.

»Vom 3. Mai bis 3. September nimmt die Scharfenbergschule 3 Schafe des Herrn Bäckermeisters W. zum Weidegang in Pension; als Gegenleistung behält sie das jüngste der 3 Milchschafe als Eigentum zurück.«

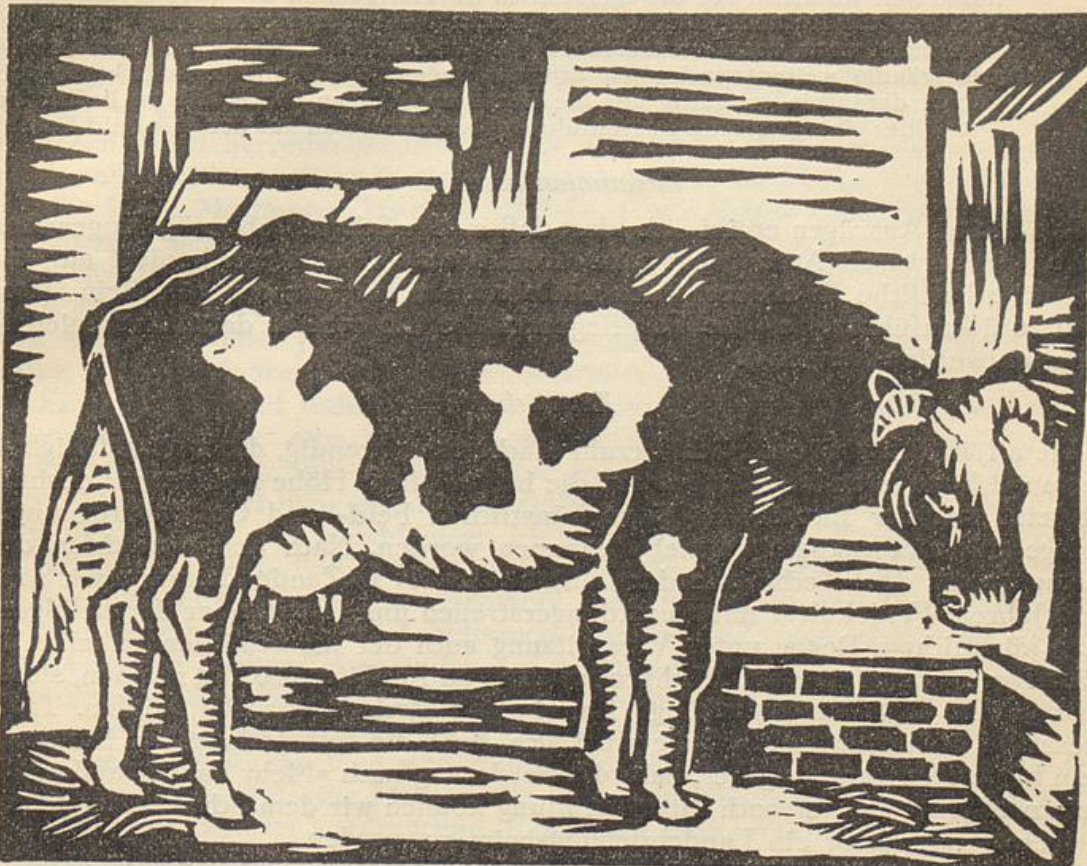
»Am 4. Juli 1923 werden wir 6 Posthaltereiopferde nach dort schicken; bei Ge-

*) Und so ist es seitdem geblieben. Man wechselte ab oder nahm auch in sich aus beiden Schichten gemischte Jahrgänge auf. Von den augenblicklich hier lebenden 83 Schülern sind 37 aus höheren Schulen, 46 aus Volksschulen.

währung freien Weideganges werden Kosten dafür nicht berechnet. Postfuhr-
amt Berlin.«

Firma Borsig Tegel schenkt der Schule 1 Milchkuh nebst Kalb. Ein zweites
Kalb gekauft vom Erlös der Kirschenernte. — März 1924 eine zweite Milchkuh
angeschafft aus Beihilfsmitteln des Preußischen Ministeriums für Kunst, Wissen-
schaft und Volksbildung. — Frühjahr 1926: Die beiden Kühe eigener Aufzucht
kalben; darum Abschaffung des Kleinviehs. — Weihnachten 1926: Zentrifuge
und Buttermaschine. — Seit 1. August 1927 regelmäßige Milchkontrolle mit
Fettuntersuchung eingeführt. — Heutiger Rindviehbestand: 5 Milchkühe, 2 Stär-
ken, 2 Kälber.

Milchertrag ab 1. August 1927 bis 1. August 1928: 15803 kg Milch mit
524,33 kg Fett.



In unserem Kuhstall.

Linolschnitt von Helmut Fl., 1928.

b) *An Schweinen*: Frühjahr 1923: 2 Ferkel mit Unterstützung der Elternschaft
auf dem Magerviehhof erstanden. Winter 1924 erstes Schlachtfest. Infolge der
dadurch herbeigeführten Ersparnisse wird die Anschaffung von Zuchtferkeln
möglich (1 Eber, 3 Sauferkel). — März 1926: Erster Ferkelwurf; seitdem regel-
mäßige Schlachtungen, auch Verkauf überzähliger Tiere. Angabe bei der letzten
Viehzählung: 30 Stück.

c) Ueber *Geflügelhaltung* berichten, da sie ganz in die Schülerselbstverwal-
tung übergegangen ist, an anderer Stelle die Hühnerwärter.

B. Feldwirtschaft:

15 Morgen Ackerland, wovon 3 Morgen gartenmäßig bewirtschaftet werden,
die übrigen zu je einem Hektar in Sommerung (Hafer, Futtergemenge), Win-
terung (Roggen), Hackfrucht (Kartoffeln, Rüben, Mais) wechseln. 4 Morgen Mäh-
wiese; 20 Morgen Weide und Hütung.

C. Kassen:

Eine der Wochenrechnungen aus dem September 1922 lautete: 20 Liter Ziegenmilch, 53 Liter Kuhmilch, $3\frac{1}{2}$ Zentner Kartoffeln, 1 Zentner Wirsingkohl, $1\frac{1}{2}$ Zentner Kohlrabi, 40 Pfd. Mohrrüben . . . von der Verpflegungskasse an die Landwirtschaftskasse zu bezahlen zu drei Viertel des Marktpreises. Aber unterm 3. November heißt es in dem Wirtschaftsbuch: Infolge der katastrophalen Geldentwertung sieht sich die Landwirtschaftskasse veranlaßt, die Produkte der Küche unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. — Wiedereinführung des alten Zahlungsmodus nach Befestigung der Währung. — Jahresabschluß 1924-25: Einnahmen: 2735,67 M. Ausgaben: 1832,83 M. Ueberschuß der Landwirtschaftskasse: 984,67 M. Bei Jahresabschluß 1925-26 sieht sich aber die Landwirtschaftskasse »mit Rücksicht auf die finanziellen Schwierigkeiten der Verpflegungskasse genötigt, die Rechnungsbeträge der letzten 8 Monate zu stunden«. Am 1. Mai 1926 bittet dann der Elternausschuß die Landwirtschaftskasse um Annullierung des ständig weitergewachsenen Schuldbetrages; die Landwirtschaftskasse verzichtet daraufhin endgültig auf die Bezahlung der an die Küche zu liefernden Produkte; eine getrennte Kassenführung besteht fortan auf der Insel nicht mehr.

Zusammenfassung:

Aus diesen Auszügen ergibt sich klar, daß es der Schule nicht möglich gewesen wäre, die schweren Anfangsjahre zu überdauern, wenn sie sich nicht auf die landwirtschaftliche Eigenproduktion hätte stützen können; auf sie allein ist es auch zurückzuführen, daß die Verpflegungssätze der Schüler dauernd so niedrig gehalten werden können*).

Ausblick:

Die alljährlich steigende Schülerzahl macht es notwendig, die Ertragsfähigkeit des an sich mageren Sandbodens auf die bestmögliche Höhe zu bringen; deshalb ist jetzt mit der Einrichtung einer künstlichen Feld- und Gartenberegnungsanlage mit motorischem Antrieb begonnen worden. Nach dem Gutachten des Herausgebers der »Technik in der Landwirtschaft« E. Zander könnten wir nach drei Jahren Weidekultur mit Kunstdüngerstreuen und unmittelbar darauffolgendem künstlichem Regen unter Verspritzung auch der menschlichen Fäkalien in wässriger Lösung mit einer Milchproduktion von 100 Liter pro Tag rechnen, sicher eine schöne Ernährungsgrundlage für eine Belegschaft von 100 Köpfen. Trotz dieser Intensivierungsmaßnahme wird sich, geht die Entwicklung der Schule in dem bisherigen Tempo weiter, bald die Forderung nach »Mehr Land!« außerhalb der Insel erheben. Nur nach ihrer Erfüllung können wir dem Schicksal entgehen, aus einer Schulfarm ein Landerziehungsheim zu werden.

*Paul Glasenapp, akademischer Landwirt,
für den Farmbetrieb verantwortlich seit Ostern 1923.*

5. Die Abituriumsfrage.

(Der neue Wochenplan; Halbjahrsarbeiten; eine »Preußische Versuchsschule«).

Seltsame, von vielen hier bestätigte Erfahrung, wie schnell auf der »einsamen« Insel die Zeit verfliegt, viel schneller als im doch viel unruhigeren Betrieb einer großen Stadtschule. So kam es uns fast überraschend, daß die anderthalb Jahre schon zu Ende gehen sollten, nach deren Ablauf die ersten Primaner, zu Anfang

*) Diese für alle ähnlichen Versuche wichtige Tatsache wird seit längerem schon auch von den anfangs skeptisch denkenden kaufmännischen Mitgliedern der Elterngemeinde zugegeben.

so begeistert wie unbekümmert mitausgewandert, daheim geblieben ihre »Reifeprüfung« hätten ablegen müssen. — Wir durften uns damals sagen, daß in dem ersten Scharfenberger Winter, trotzdem in dem *einen* geheizten Saal gegessen, unterrichtet und bei Petroleumlampen gemeinsam gearbeitet werden mußte, wissenschaftlich tüchtig geschafft worden war, — (mehr vielleicht als später in den räumlich und hygienisch ungleich günstigeren Verhältnissen). Das Niveau der kleinen Oberstufe im Unterricht war gut. An den Abenden gab es nach der Lektüre von Strindbergs Gespenstersonate, die der Deutschkurs besorgt hatte, oder nach dem Vortrag eines Naturkurlers über Häckels Monismus anregende Debatten. Björnsons »Ueber unsere Kraft« tat erschütternde Wirkung; man freute sich an Stephan Zweigs sprachschöner Jeremiasdichtung. »Man konnte sich damals im Unterricht über die Prädestination, nachts im Bett über das Dasein Gottes, beim Holzhauen über den Wert der modernen Arbeiterdichtung sehr energisch herumschlagen, verstand aber bei diesem vielen Diskutieren auch, daß es Punkte gibt, vor denen die Ueberredungskunst versagt, und ahnte etwas von der naturgeforderten, unbeweisbaren Grundeinstellung eines jeden Menschen.« Wundern würde sich der junge Marburger Theologe, der in diesen Zeilen seine Scharfenberger Primanerzeit beschrieben hat, über unsere heutige viel unproblematischere unbefangene Jugendlichkeit! Damals aber herrschte tatsächlich ein solcher furor philosophicus und pädagogicus. Ein Abituriumskandidat legte in mehreren Heften seine Ansichten »über Jugendleben und Jugenderziehung« in Form einer Utopie nieder, wie Scharfenberg in 10 Jahren aussehen mußte, mit genauen Bauplänen der Einzelhäuser, mit technischen Zeichnungen für eine Motorfähre, mit Lehrplanvorschlägen für eine auch zum Abiturium führende spezifisch landwirtschaftliche Abteilung. Sein Mitexaminand war der Vorsitzende einer »pädagogischen Woche«, in der man sich durch Lektüre und Referate Abend für Abend mit Pestalozzi, Fichte, den einschlägigen Meisterkapiteln, mit Lietz' Persönlichkeit und Wyneckens Jugendkultur vertraut machte. Man traf sich zu förmlichen Stundenplankonferenzen, in denen man trotz Kurseinrichtung und Doppelstundenablösung über noch zu große Arbeitszersplitterung zu klagen hatte; man konnte damals auf den Tischen Zettel finden, auf denen sich dieser und jener verschiedene Umordnungsmöglichkeiten graphisch und ziffernmäßig klargemacht hatte; man folgte schließlich einer Anregung des Leiters und entschied sich für den *Wochenplan*; eine ganze Woche lang sind seitdem immer die Kulturfächer dran, in der nächsten in der Hauptsache Mathematik und Naturwissenschaften, in der dritten stehen die Sprachen im Vordergrund. Ein Lehrer oder zwei können nun acht Tage hintereinander in ganz aus der Sache sich ergebender Stundenanordnung mit der Oberstufe allein arbeiten. Ein großer Zeitgewinn fürs »Pensum« und eine ungeahnte Vertiefung sind Erfolge dieser Konzentration gewesen, die noch heute unbestritten bleiben. Diese zeitliche Kontinuität brachte andere methodische Möglichkeiten mit sich. Nach zwei Stunden Lehrgesprächs löste sich etwa die Mitarbeiter-schar in kleine Gruppen auf, die für sich die aus dem behandelten Stoff entsprungenen Teilaufgaben vornahmen: Quellenstellen, auch fremdsprachige, Bücherabschnitte, Zusammenfassungen, Szenen mit verteilten Rollen, Tafelübersichten mit verschiedenen Kreiden, Statistiken, Zeichnungen, Modelle; der Lehrer bleibt für Ratsuchende zur Verfügung. Nach angemessener Zeit, es kann bei weiter gezogenem Radius auch am Nachmittag oder erst am nächsten Morgen sein, treffen sich wieder alle; jeder legt sein Ergebnis vor oder die Gruppen berichten über ihre Ausbeute; oder man fährt im Unterricht fort, in dem dann der einzelne an passender Stelle als »Spezialist« eingreift oder die Gruppen nach

selbst aufgestelltem Programm abwechselnd die Führung übernehmen... Von solchen und ähnlichen Neuerungen erzählte die »Denkschrift«, die in den Sommerferien von den Lehrern und den interessiertesten Oberstüflern verfaßt wurde. Riesige Tableaus, auf denen die Kern- und Kursstunden, Verbindliches und Fakultatives, die Kombinationsmöglichkeiten durch verschieden gefärbte und variierte Karos graphisch dargestellt waren, veranschaulichten die Besonderheiten unserer Oberstufengestaltung im Vergleich mit der, die Vilmar im Grunewaldgymnasium und Bolle in Karlshorst durchgesetzt hatten. Jeder Kurs erstattete einen Rechenschaftsbericht, und sein Leiter entwickelte jedes Mal die weiteren Aussichten. *Halbjahrsarbeiten* der Schüler über selbst gesetzte Themata aus ihren Lieblingsgebieten, wie z. B. über die beste Möglichkeit, elektrisches Licht nach Scharfenberg zu bekommen (mit Messungen, Lotungen, Kostenanschlägen) oder Der moderne Flußhafen — seine Lage und sein Bau, oder Bausteine zum Verständnis des geologischen Aufbaus der Insel Scharfenberg, oder das Wasser als wichtiger Faktor im Leben der Erde (mit Inselbeobachtungen), oder der Bau der Geschlechtsorgane nach Sezierungen an Tieren (mit Zeichnungen), oder bäuerliche Zustände in Westfalen nach den Schriften von Justus Moeser, oder über den Ursprung der Sprache nach der Lektüre von Hamann — wurden beigelegt. Zum Schluß bat man, das Abiturium unter Vorsitz eines staatlichen Kommissars an der Schule selbst ablegen zu dürfen.

Wir kannten alle Hermann Lietz' Schilderung, wie er nachts auf der Landstraße die Rückkehr seiner Prüflinge aus einer fremden Stadt voll Spannung erwartet hat; auch der Berliner Geheimrat wollte unsere Abiturienten der Stadtschule überweisen, die sie freiwillig und unter einem gewissen inneren Protest verlassen hatten! Einen Tag nach diesem Entscheid tagten die Führer der Wandervogelbünde auf einer Landzunge der Insel. Nach der hier vollzogenen Vereinigung von Altwandervogel, Wehrbund und Jugendbund wollte man Näheres über die Schule hören; sie planten Ähnliches auf irgendeiner Burg. Die Resignation der Scharfenberger an diesem Abend war groß. Man warnte die Gäste, erst gar nicht anzufangen; es ging hier nicht um die paar Abiturienten, sondern um die Existenz der Schule! Denn ist es nicht sinnlos, jahrelang dem Ideal einer möglichst freien Entfaltung des Unterrichts zuzustreben und zum Schluß, wenn das Ganze sich in Selbständigkeit krönen müßte, für eine Zufallsprüfung zu drillen? — Einer der Bundesführer, Gründer der märkischen Spiel- und Singgemeinde, erzählte dem *Staatssekretär Becker* von dieser lähmenden Enttäuschung. Der Staatssekretär läßt sich die Denkschrift vorlegen und hospitiert mit einigen Ministerialräten in Scharfenberg. Im Kulturunterricht steht gerade Japan im Mittelpunkt. Man wiederholt die Beziehungen von Orient zu Okzident, deklamiert aus Goethes Westöstlichem Diwan, stellt an der Tafel Stöße und Gegenstöße 622 bis 1868 dar, dem Eintrittsjahr Japans in die moderne Geschichte; es folgen Schülervorträge über Japan als Land; man liest Proben aus dem Teebuch von Okakura Kautso; der Zeichenlehrer greift ein, läßt die Schüler nach Abbildungen und Kunstgegenständen das Charakteristische der japanischen Kunst herausfinden... und so geht es weiter — in allen Fächern fünf Stunden lang. Man blieb den ganzen Tag; man machte alles mit. Fünf Tage später wird ein Erlaß vom Minister ausgefertigt, in dem die Inselfschule als »*pädagogisch wertvolle Versuchsschule*« bezeichnet wird; »in Würdigung der dort vorliegenden besonderen Verhältnisse will ich deshalb ausnahmsweise zulassen, daß die dort vorgebildeten Abiturienten vor einer besonderen Kommission die Reifeprüfung ablegen. Zum staatlichen Kommissar habe ich den Referenten in meinem Ministerium Herrn

Ministerialrat Prof. Dr. Metzner bestellt, der sich unmittelbar mit Herrn Blume in Verbindung setzen wird. Alle weiteren Entscheidungen bezüglich der Insel Scharfenberg bei Tegel behalte ich mir vor.«

Anhang:

Randbemerkungen des Leiters nach dem 6. Scharfenberger Abiturium.

Die Tendenzen der seit Ostern 1928 für ganz Preußen neu eingeführten Prüfungsbestimmungen, die Ministerialrat Prof. Dr. Metzner herausgegeben hat, begegnen sich in vielem mit dem, was bei uns im Unterricht von vornherein gepflegt wurde und bei den Examina die Jahre hindurch schon im Schwange war.

Von Anfang an haben sich unsere Abiturienten unter vier Aufsatzthemen eins aussuchen dürfen; die Deutschkursler gaben, wenn sie wollten, eine sprach- oder kulturgeschichtliche Zusatzarbeit ab. Alle Kursler haben im Mündlichen Gelegenheit gehabt zu zeigen, was sie auf ihrem »Neigungsgebiet« Besonderes leisteten; man hat diesen sezieren, jenen experimentieren, andere an der meteorologischen Station praktisch und theoretisch arbeiten, einen Musikbegabten eigene Kompositionen vorspielen und singen lassen. Die Wahl des Neigungskurses bestimmt, ohne daß man sich dessen zunächst bewußt wird, im wesentlichen auch den Typus des Abituriums: Der Deutschkursler fährt am besten, wenn er sich nach der Form der Deutschen Oberschule geprüft zu werden wünscht; der Naturkursler wird sich in der Liste als Oberrealschüler eintragen, ebenso der Mathematiker; einer zwar, der als Sprachen die antiken getrieben hatte, erhielt das Zeugnis des Gymnasiums, aber mit dem Zusatz, daß seine mathematischen Leistungen den Anforderungen einer Realanstalt entsprochen hätten, wodurch die nicht guten sprachlichen Ergebnisse nunmehr ausgeglichen erscheinen, wie er sich denn auch dem Studium auf der Technischen Hochschule gewidmet hat. Daß man unser Konzentrationsprinzip auch im Abitur zur Geltung bringen kann, zeigt der Schlußsatz einer Deutschkurslermeldung: »Da ich mir mit meinem Gespann eine kurze Strecke der geschichtlichen Entwicklung genauer erfahren, ihren Inhalt in verbindender Ordnung mitzunehmen mich bemüht habe, möchte ich geschichtlich über die Zeit von 1600 bis 1800 in besonderer Hinsicht auf die Entwicklung der Staatstheorien sprechen, sodann Lessing als Vollender des Alten und Beginner des Neuen in dieser Epoche zum Spezialthema nehmen, im Anschluß an seine Hamburgische Dramaturgie aus Shakespeare übersetzen, bei Fragen nach ihrer Weltanschauung die Meditationen Descartes', Leibniz' Philosophie und Spinozas Ethik streifen; an einem Abschnitt daraus zeigen, wie weit ich einen lateinischen Text verstehen kann, zur Abrundung des Zeitabschnitts die ethische Form in den Bildern von Rubens und Rembrandts gegenüberstellen, von dem letzten aus, der selbst das Kolleg des Physikers Huyghens besucht hat, einen Blick auf die Wandlung der Lichttheorien tun.« Freilich ganz so geschlossen ist die Prüfung dann nicht geworden; das verhindert leider oft die allzu große Sorge des Kommissars, der Nummern wegen die Fächer zu isolieren, während die Gabe zu zusammenhängender Rede, die durch das Gemeinschaftsleben stärker ausgebildet zu werden pflegt, in breiterem Sichaussprechenlassen zu ihrem Rechte kommt. Die schon seit 1922 hier üblichen Halbjahrsarbeiten hatten genau denselben Zweck wie die jetzt überall zulässigen Jahresarbeiten, einzuführen in die elementarsten Grundsätze wissenschaftlichen Forschens, die Freuden einer größeren Aufgabe schmecken zu lassen, aber auch die Leiden, die es kostet, wenn es heißt, die gerade bei tieferem Eindringen sich sicher einstellenden Schwierigkeiten und Sandstrecken zu über-

winden. Wir haben die Semesterarbeiten beibehalten, weil die Jugendlichen, ein ganzes Jahr dasselbe, wenn auch selbst gewählte Thema auszutragen, meist noch nicht konsequent genug sind; auch weckt der Untertitel gar zu hohe Erwartungen, die nicht erfüllt werden können. Nach dem ersten Abiturium 1923 sind bei uns u. a. gewählt und eingereicht worden:

Nach einer Rheinfahrt: Die Moselschlinge bei Zell, Bau eines Reliefs mit methodischem und wissenschaftlichem Begleittext.

Von einem unserer politischen Zeitungsberichterstatter: Das Wesen der Kartelle und Trusts auf Grund selbst gesammelten Zeitungsmaterials aus der Frankfurter und der Deutschen Allgemeinen Zeitung 1925/26.

Oder von einem anderen: Das große und kleine Britannien, Betrachtungen zum Status der Dominions.

Ein anderer Abiturient wählte: Die chinesische Revolution, auf Grund der Zeitungsmeldungen und der neusten Chinabücher geopolitisch betrachtet.

Ein geographisch interessierter Mathematikursler widmete sich »der Vermessung der Insel Scharfenberg« (siehe den Anhang dieses Heftes).

Ein Naturkursler stellte dar »den dendrologischen Wert der Insel Scharfenberg. 1. Teil: Koniferen. 2. Teil: Laubbäume. 3. Teil: Sträucher«, während ein anderer Biologe sich »die Ernährung auf der Insel Scharfenberg« zum Thema nahm, wobei er nach Wägungen und Messungen der Kameraden und den verarbeiteten Lebensmittel sich auf ein weitschichtiges statistisches Material stützte und die neusten Vitamintheorien anzuwenden versuchte.

Das Abiturium darf nie Selbstzweck des Unterrichts werden, aber es muß als selbstverständliches Nebenprodukt mit abfallen. Daß Scharfenberg jedes Jahr darum einzukommen hat, es ihm also von Termin zu Termin auch verweigert werden kann, ist ein erfreuliches Menetekel für solche Eltern und Schüler, denen der Berechtigungsschein Erziehungsziel ist.

Das Vorhandensein der Prüfung liegt durchaus im Sinne unseres 3. Novemberpunktes.

NOCH EIN SONDERKAPITEL VOM UNTERRICHT

DER KULTURUNTERRICHT — WIE ER EINEM STUDENTEN DER
GESCHICHTE NACHTRÄGLICH ERSCHEINT.

NACH 3 Wochen spezieller Tätigkeit in den gewählten wissenschaftlichen und handwerklichen Neigungsfächern schließt die vierte, die Kulturwoche, alle Oberstufler in gemeinsamer Arbeit zusammen. Es ist meist Geschichtsunterricht, der aber in diesem umfassenden Stile erst möglich wird durch die Vereinigung der geschichtlichen Fächer: Geschichte, Deutsch, Philosophie, Religion, Kunstgeschichte, Geographie als »Kultur«. Der Rahmen ist also zeitlich und sachlich weit genug gespannt, um dem einzelnen Bewegungsfreiheit zu eigenem Wirken zu lassen, auf das es auch hier ankommt, wenn das gemeinsame Hauptthema, die Erfassung irgend einer geschichtlichen Epoche oder eines Längsschnitts durch deren mehrere erfüllt werden, ein Zeitalter oder ein Gesichtspunkt einer Betrachtungsart aus einer Fülle von einzelnen Zügen, aus mannigfachen Quellen und Darstellungen anschaulich werden soll.

Es scheint mir nun sehr bedeutungsvoll zu sein, daß es gerade der *geschichtliche* Unterricht ist, der die ganze Scharfenberger Oberstufe zusammenschließt, und ein *so* besonders gearteter geschichtlicher Unterricht, der es unternimmt, tiefer in die Vergangenheit einzutauchen, sie lebendig erstehen zu lassen in ihrer dichterischen, künstlerischen, politischen, religiösen Eigentümlichkeit. Ein ganz besonderer Geschichtsunterricht insofern, als er glaubt, daß es gleich ist, welche Zeit betrachtet wird, daß in der ernstesten Beschäftigung mit jeder Zeit ein Wert liegt und derselbe, wie in der mit irgend einer anderen. Das zeigt schon, daß das praktische Ergebnis, ein tieferes Verständnis der Gegenwart, nicht unbedingt im Mittelpunkt steht, wenn auch gern die Entwicklungslinien bis zur unmittelbaren Gegenwart gezogen werden. Aber ist es darum nur reines Wissens-Interesse, ein unnützes romantisch-ästhetisches Verlangen, was uns veranlaßt, eine ganze Woche lang vielleicht ferne Dinge zu treiben? So wenig, scheint mir, wie die räumliche Abschließung auf der Insel von manchem Gegenwärtigen, ist die zeitliche in den Kulturwochen aus solchem Verlangen entsprungen. Sie ist nicht unnütz; aber wo liegt ihr Wert?

Es ist sehr wichtig, ja gewiß das Entscheidende, daß hier viele Einzelne zu einem Ganzen tätig zusammengefaßt sind in noch höherem Maße, als das sonst geschieht, daß wirklich in einer solchen Kultur-Woche die Lebendigkeit gesteigerter ist als sonst, weil alles in einer Richtung geht. Diese Lebendigkeit ist gewiß das Bedeutsamste, was erreicht werden kann, aber das doch nur, wenn auch der Geist, in dem sie sich auswirkt, bedeutsam ist. Es ist der der Sachlichkeit. Ohne Sachlichkeit ist eine Kultur-Woche nicht zu denken. Wenn aus vielen einzelnen Quellen das Gesamtbild eines Zeitalters geschaffen werden soll, dann kann sie nicht fehlen. Ohne sie ist der Weg zu aller tätigen Mitarbeit versperrt. Wer wollte ohne sie auch nur ein Kunstwerk interpretieren? Ohne Sachlichkeit ist eine Kulturwoche nicht zu denken: — aber der Geist der Sachlichkeit ist ohne Kulturwoche zu denken. Sie ergibt sich zwar hier, aber auch wo anders. In der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, ja in ganz andersartigen, in handwerklicher Tätigkeit liegt dieser Wert, und die Kurse und Innungen sollen ihn besonders pflegen. »Geschichte« ist hierzu gerade nicht unbedingt nötig. Zu ihr kommt aber hier noch ein zweiter, ein spezifisch geschichtlicher, der nur hier gewonnen werden kann.

Bei aller Sachlichkeit und allem ernstesten Streben zu erkennen wirkt hier ein ganz persönliches Moment stets mit. Das liegt in der Sache selbst. Die Materie, um die es sich hier handelt, ist ja nicht eine mathematische Aufgabe in ihrer kühlen Existenz, sondern es ist Leben. Eine Dichtung, ein Kunstwerk, Worte eines geschichtlichen Helden wie Luther, das sind alles Dinge, die mächtig auf den Menschen einzudringen vermögen, die nicht tot sind und reine Objekte der Erkenntnis. Es gelingt keinem bei der wirklichen Berührung mit solchen Dingen, worauf als auf Selbsttätigkeit der größte Wert gelegt wird, sich ihrer Einwirkung ganz zu entziehen. Und was sollte bedeutsamer sein als diese Einwirkung! Hier erwacht vielleicht der Sinn für das Unvergängliche, für das — wie Ranke sagt — »Moralische«, auf das er blickte, wenn er sein Eintauchen in die Vergangenheit rechtfertigen wollte. Denn »in moralischen Dingen gibt es keinen Fortschritt«, es findet sich zu Luthers genau so wie zu Fichtes und Humboldts Zeiten, damals wie heute. Wie ich glaube, liegt hier der Kern des Kulturunterrichts, das, was es begründet, wenn er prinzipiell der älteren Zeit dasselbe Recht einräumt, wie der neuen.

Daß es also solche »moralische« Dinge sind, die — als die Objekte des Kultur-

unterrichts — eine ganze Woche lang die Oberstufe zusammenschließen, das scheint mir so bedeutsam zu sein, weil es Dinge sind, die auf das Entschiedenste auf den Menschen einwirken, und die doch zugleich sachlich erkannt sein wollen. In dieser Verbindung des Persönlichen mit dem Sachlichen gibt das eine den festen Grund, auf dem man stehen kann; es ist das, worauf alles ruht; das andere aber gibt die Richtung in dem einzelnen, sich selber ein Ziel vorzusetzen, »ein hohes und edles dazu«. Denn nicht ein festes brutales Ideal für alle will der Kulturunterricht aufstellen, dazu ist er zu geschichtlich gesinnt, d. h. zu tolerant gegen die Individualität; er will nur in allen diese bestimmte Richtungsformel ganz von ferne veranlassen; daß man mit dem in der Geschichte lebenden Großen in nächste, tätigste Berührung komme und sich von aller lärmenden »Fortschritt«-Begeisterung frei halte, ohne kraftloser Aesthet zu sein.

Wolfgang Pewesin, stud. phil., Abiturient 1927.

RÜCKERINNERUNG AN DEN DEUTSCHKURS.

Liebe Freunde,

wenn Ihr mich bittet, einen Beitrag über den Deutschkurs mit bestimmtem, nicht aber mit allgemeinem Thema an Euch einzuschicken, so erkenne ich Euch als ganz andere, uns früheren Deutschkurslern Abgewandte.

Aus sich selbst hätte wohl unser DK, wie wir ihn kurz nannten, nicht sehr viel Eigentümliches bieten können; langher gebrauchte Dokumente der Literatur gaben das Material, und ganz gewöhnliche Intelligenzen ordneten dasselbe. *Das Besondere* entstand geradezu erst *aus der Relation zum Allgemeinen*; man möchte sagen: die Aktivität unseres Lebens samt seiner Sachlichkeit ging auf den Kurs über. Denn da es die Bildungsabsicht eines Deutschkurses ist, das Verständnis für Werke der Literatur aus deren Eigenwuchs selbst abzuleiten, so durfte dem rein sachlichen Interesse am Stoff nicht mit dem naheliegenden Gedanken einer »stilprägenden Literaturlauslese im Geiste unseres Lebens« (Luserke) vorgegriffen werden. Dieser Geist unseres Lebens mußte sich in anderer Weise im Kurs abbilden.

Eine objektive Stoffauswahl aber stellt zunächst recht nüchterne Anforderungen. Deutlich sollte uns mit ihrer Hilfe werden, was, im Kleinen gemessen, wissenschaftliche Bemühung um einen Gegenstand sei: unter Vielem und Verschiedenem das dem Unterrichtsthema Entsprechende und Widersprechende herauszufinden und kritisch zugleich die Quelle zu bedenken, aus der jene neue Perspektive sich ergab. Wieviel Fragwürdiges und Ergänzungsbedürftiges mußte, wer Volksliederfreund war, bei Betrachtung von »Des Knaben Wunderhorn« zu tadeln und zu vermissen haben. Andererseits: wie unhistorisch-echt konnte ihm die kleinere Herdersche Sammlung und wie eindrucksvoll deren Interpretation erscheinen!

Wenn sich nun aber aus der Behandlung der Volkslyrik neue Fragen lösten: wenn sich unter der Bevormundung durch die Herderschen Schriften*) die Sicht

*) Nach Abgang des Verfassers, als junge Mitglieder nachgerückt waren, hat man sich in einer D. K.-Sitzung einmal überlegt, wer wohl als Pate des Kurses bezeichnet werden könnte. Man einigte sich außer auf *Herder*, dessen Schrift von deutscher Art und Kunst und dessen Schulreden unsere Wege wieder und wieder gerichtet und unsere Gesinnung bestärkt hatten, auf *Rudolf Hildebrand*, zu dem man durch seine zum Buch ausgewachsenen Grimmartikel über den »Geist« vorgedrungen war, und auf *Dilthey*, dessen »Erlebnis und die Dichtung« wiederholt die fruchtbarsten Gesichtspunkte in die Debatte geworfen hatte. Und es ist nicht zu leugnen, die drei bezeichnen den volkscundlichen, den sprachgeschichtlichen und den literarhistorisch-philosophischen Einschlag charakteristisch genug.

»hin zu Shakespeare« ergab, und man von Shakespeare zu Goethe, von Goethe zu Schiller und dessen Theorie des Dramas, von hier zum deutschen Theater der Neuberin oder zu Lessing, bald in großen, bald in kleinen Schritten, oder auch wieder durch engere Geistespäße zur Vereinigung von Drama und Lyrik in der uns nächsten Vergangenheit vordrang, — alsdann zurückgriff, das ursprüngliche Thema aufzunehmen — dann, glaube ich, gab es monatelang ein Gefühl dafür, was das heißt, »in Ringen zu lesen«, Vokabeln der Literatur zu einer Sprache zu gestalten und somit ein wenig mehr Anteil an dem großen Worte »Bildung« gehabt zu haben. Man hätte denken können, wir müßten in einem Kurs, dessen Umkreis so vieles umgriff und berührte, nun sehr intellektuell werden, sehr gut »Bescheid wissen«, Vielleser werden. Doch wie im Zusammenleben aller, je enger man sich der Forderung des Augenblicks verpflichtet fühlte, je klarer man sich in allen Einzelhandlungen aus dem Gewissen der Gemeinschaft bestimmen ließ, und je weniger man sich infolgedessen nach einem *Sinn* seines *Sonderfaches* fragte, wie hiermit im Gemeinschaftsleben der theoretisierende Geist austrocknete, so, parallel, der Sinn für reine Intellektualität im Kurs.

»Intellektuelle« wurden wir nicht; ich sagte, daß wir es bei unserer rein sachlich gedachten Stoffauswahl hätten werden können. Um so klarer prägten sich uns jene Momente unserer Kurslektüre ein, in denen wir, ohne hinreichenden literar-geschichtlichen Grund, immer erst bei tieferem Eindringen in den Stoff selbst, wie von innen heraus den Schritt verlangsamten oder unwillkürlich stehen blieben.

Doch wo blieben wir länger stehen? — Dort, wo wir Angreifer sahen! Manches wußten wir von der Hohlheit so vieler Uebergeistiger, denen praktischer Geist keine Nahrung mehr gibt, — von ihrem Mangel an Improvisation, von ihrer Unfähigkeit zur Freude. Ein von diesen Schwächen zersetzter Intellekt ist haltlos; weil er, verschiedene Stellungen einzunehmen fähig, den einen festen Standort verloren hat, erscheint er defensiv, oder — wo nicht einsichtig genug —, aggressiv.

Damit kann nicht zusammengehen, wer schaffen will. Denn offensiv muß sein, wer handelt, und es wird siegen, wer mit dem kühnen Glauben an sich selbst angreift. Und keine Stunde unseres DK. hat uns in diesem Geiste tiefer berührt als die, in der wir Schiller, Schillers »Resignation« — wohlgemerkt eine freie Resignation, ein starker Sieg über eigene Einsichten! — zu verstehen suchten! Die Beschäftigung mit Schiller, so selten sie heute bei den Gebildeten ist, — sie wurde uns vom Leben diktiert: eine Sympathie wie aus Vorsatz, aber ein Vorsatz, für den wir nicht konnten.

Mochte der Stoff noch so sehr wechseln, die *wirkliche* Auswahl bestimmte sich aus dieser *allgemeinen* Beziehung, die das Zermürende, Entkräftende, das bei aller Genialität nicht positiv werden kann, unbedingt ausschloß.

Gerhard Metz, Mitglied des Deutschkurses 1925 und 1926,
Abiturient 1926. stud. phil.

HOSPITANTEN-EINDRÜCKE VOM GESAMTUNTERRICHT IN SCHARFENBERG.

IN Scharfenberg wird unter Gesamtunterricht etwas wesentlich anderes verstanden, als Berthold Otto es in seiner Schule zuerst verwirklicht hatte. Während in der Ottoschen Schule Gesamtunterricht eine Nachahmung des »Familiengesprächs bei Tische oder etwa auf der Rast bei einem Spaziergang« ist, ziel- und wenigstens wie ich das gesehen habe, auch inhaltlos, so versteht Blume in Scharfen-

berg unter Gesamtunterricht die Zusammenfassung der vier Kernfächer: Deutsch, Geschichte, Erdkunde und Religion zu einer Einheit innerhalb der Zwischenstufe.

M. E. ist diese Zusammenfassung die einzige Lösung des Arbeitsunterrichts-Problems in diesen vier Fächern. Jede wirklich arbeitsunterrichtliche Gestaltung eines der Kernfächer, sei es aus Quellen, sei es, daß die Schüler den Stoff selbst heranzutragen, wird nicht auf seinem Fachgebiete bleiben können, sondern in die der anderen Kernfächer überschwingen müssen. Man hat diese Notwendigkeit zu einer Forderung gemacht und sie »Konzentration« genannt. Damit ist aber dem ganzen Problem nicht geholfen. Denn notwendigerweise werden in den verschiedenen Fächern sicher oft Wiederholungen auftreten, die unnützlich Zeit wegnehmen. Außerdem bleibt die Forderung der ministeriellen Richtlinien, daß wichtige Epochen unserer Vergangenheit durch ein Zusammenarbeiten der Lehrer verschiedener Fächer zur Darstellung gebracht werden sollen, in der Praxis meist unerfüllt; denn bei der abweichenden Unterrichtsweise der einzelnen Lehrer ist es oft nicht möglich, in mehreren Fächern gleichen Schritt zu halten.

Scharfenberg hat nun daraus die Konsequenz gezogen, hat die vier Kernfächer vereinigt und einem einzigen Lehrer anvertraut.

Aus dieser Zusammenlegung ergaben sich aber nun noch neue Folgerungen. Im Gesamtunterricht ist es nicht möglich, die einzelnen Klassenpensas der Richtlinien rein einzuhalten. Man wird oft dazu kommen, Stoffe der Untersekunda in einer Untertertia oder die Obertertia-Dinge in einer Untersekunda durchzunehmen. Aus der hierdurch entstehenden Schwierigkeit hat Scharfenberg den einzigen Ausweg gefunden, indem es die Klasseneinteilung aufhob und nur noch zwei Stufen unterscheidet: eine Mittel- und eine Oberstufe, beide zu je 3 Jahren. Am Schluß einer jeden Stufe beherrschen die Schüler dann doch die für die Klassen geforderten Stoffkreise; abgesehen davon, daß nun dem Lehrer die weitesten Freiheiten der Anordnung gegeben sind, fällt außerdem für die Jungen der Druck des Versetztwerdens weg; der ganze Unterricht erhält ein ruhiges Tempo, auf Einzelheiten kann mit Liebe eingegangen werden.

Dieser gelassene Ton ist das erste, was mir bei der Stunde, in der ich hospitieren durfte, angenehm auffiel. In Scharfenberg dauert eine Stunde 90 Minuten, wobei ich die Beobachtung machte, daß die Schüler nicht im geringsten eine größere Ermüdung zeigten, als an den anderen Schulen nach der Kurzstunde. Es war eine ältere Abteilung der Zwischenstufe, lauter frische Jungen. Alles, was an eine Klasse erinnern konnte, war beseitigt. Sie saßen auf Stühlen an langen Tischen, die in Hufeisenform aufgestellt waren; mitten zwischen ihnen, nicht irgendwie abgesondert, der Lehrer. Schulbücher habe ich nicht gesehen; nur einige hatten den Atlas vor sich liegen, auch den Geschichtsatlas. An einer Seite des Zimmers stand ein Epidiaskop. Das Zimmer selbst war in leuchtenden Farben bunt gestrichen.

Der Lehrer eröffnete die Stunde mit einem Hinweis, daß vom vorigen Male einige Irrtümer noch nicht aufgeklärt seien. Die Jungen griffen das sofort auf und erledigten es selbständig und schnell. Dann ging man zu dem eigentlichen Stoff über. Durch eine Reise nach Süddeutschland war man auf Schiller gekommen, und *eine Gruppe* hatte seine Briefe aus Bauerbach in der großen Ausgabe von Jonas durchgearbeitet und berichtete über sie. Jeder einzelne Brief gab Anlaß zu Fragen und eingehenden Erörterungen, wobei der Lehrer nur kurz einzugreifen brauchte. U. a. wurde mit dem Epidiaskop eine Disposition Schillers zum Don Carlos gezeigt, und die Jungen waren doch recht erstaunt, mit was für einer Genauigkeit ein dramatisches Kunstwerk durchgearbeitet ist. Ein Schüler holte Bilder

aus der Rhön, an denen er das geographisch Charakteristische der Umgebung Bauerbachs zeigte. Dazwischen wurden immer wieder Bilder und Stiche der in den Briefen vorkommenden Hauptpersonen auf den Lichtbildschirm geworfen. Alles ergab sich zwanglos und in sehr gemütlicher Unterhaltung, dies fast ganz ohne Führung des Lehrers; er saß oder stand wie ein guter Freund unter den Jungen und freute sich mit an dem, was mosaikartig zusammengetragen wurde. Solche Stunden sind immer kleine Erlebnisse für sich; eine Summe solcher Stunden ergibt nicht nur eine wesentliche geistige, sondern auch — was mehr wert ist — *eine seelische Bereicherung*.

Freiwillige Niederschriften über einzelne Gebiete des Unterrichts werden von den Schülern beurteilt und nach einer Abstimmung über ihren Wert bei günstigem Ausfall in einer *Sammelmappe* gesammelt. Es gibt keine »Aufsatzhefte« mehr, die man mit mehr oder weniger Stolz vorzeigt. Auch die schönsten Zeichnungen werden in die Sammelmappe geklebt, werden Allgemeingut. Ein Schriftkünstler malt die Unterschrift dazu. Gruppenstolz statt persönlichen Ehrgeizes! Solche Sammelmappen wurden uns in großer Zahl vorgelegt; viele kreisen um das auf einer Schulfarm naheliegende Thema *der Bauer*. Da sind »Dorflehrgänge« der Gruppe Hittfeld, der Gruppe Eddelsen oder Iddensen von einer mehrwöchigen Unterrichtsfahrt in die Lüneburger Heide mit Hauszeichnungen, Kirchenbeschreibungen, Dialektsammlungen, Grabinschriften, Viehstatistiken; oder die Eindrücke und Szenenbilder von dem Besuch der Florian Geyer-Aufführung im Staatstheater sind zusammen mit Erlebnissen von Proben und Freilichtdarstellungen des eigenen »Bauerntheaters« gebunden; Aufsätze über fränkisches Bauerntum zur Hans Sachs-Zeit, über Gryphius und seine Geliebte Dornruse, Streitschriften über die Frage: Wer hatte recht — die Ritter oder die Bauern? schließen sich an. »Wie wir den Besuch des Berliner Volkskunde-Museums für unser Bauernthema fruchtbar gemacht haben« — war eine andere Mappe betitelt. Geographische Beobachtungen, Wanderkarten, schriftliche und bildliche Skizzen von einer in Burg mitgefeierten Trachtenhochzeit füllten »die Spreewaldmappe«. Damaschkes Bodenreform, Max Eyth als Begründer der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, die Tendenzen des Bauernbundes, Melioration, die Flachbearbeitung, die Kartoffelpflanzmaschine, die Ueberschußländer an Molkereiprodukten in der Welt, die rentabelste Verwendung der Phönixberegnungsanlage auf unserer Insel, die Zusammensetzung unseres Schweinefutters waren Ueberschriften, auf die man bei flüchtigem Blättern in dem die »grüne Ausstellungswoche« behandelnden »Bande« stieß. Offenbar herrscht hier Arbeitsfreude, wohl deshalb, weil der Zwang so gut wie ganz fehlt.

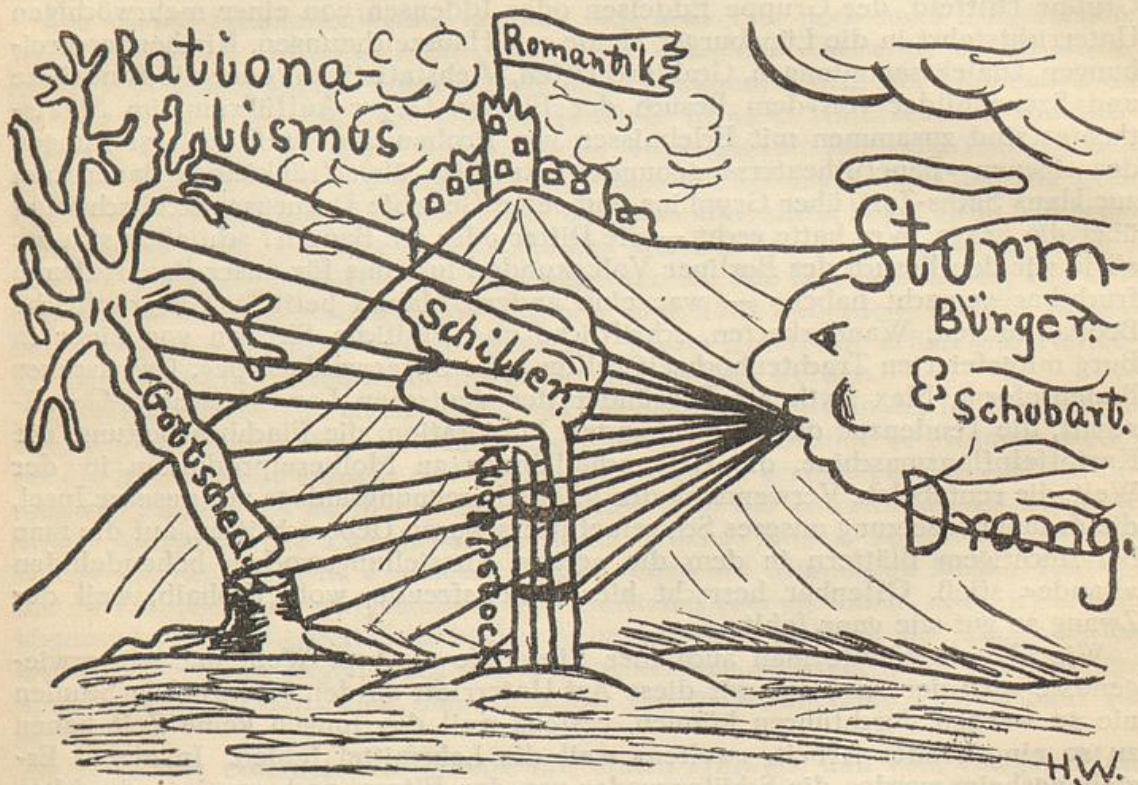
Wie überall könnte man auch hier Einwände machen. Wohl der schwerwiegendste wird der sein, daß wir diese Art Unterricht an den öffentlichen Schulen nie so werden durchführen können, erstens weil die Jungen keine Zeit haben zu so eingehender Arbeit, zweitens weil die Lehrmittel fehlen. In einem Erziehungsheim werden die Schüler weder von den Eltern, noch von irgendwelchen Vereinen beansprucht; so kommt es ganz von selbst, daß sie mehr zu Beschäftigungen greifen, zu denen der Unterricht sie angeregt hat. Und dadurch, daß sie immer zusammen an einem Orte sind, ist von den verschiedensten Büchern nur ein Exemplar nötig, das an einem Tage von einer ganzen Reihe von Schülern eingesehen werden kann.

Daß bei dieser Art Gesamtunterricht das Verständnis für einen chronologischen Ablauf der Geschichte leicht zu wenig entwickelt werden kann, ist eine Gefahr, die hier durch »Sammelhefte« und »Rechenschaftsberichte« beseitigt wird. Vor allen

Dingen braucht aber der Gesamtunterricht Lehrer, die mit ungeheurer Liebe selbst in den Stoff sich hineinarbeiten, die ihre ganze Zeit nur für die Jungen leben. Da das leider nur Ausnahmen sind, so wird der Gesamtunterricht immer nur wenigen vorbehalten werden können, diese müßten aber dann durch die Schulbehörde auch das Recht bekommen, ihn durchzuführen auch an Schulen, die mit keinem Erziehungsheim verbunden sind. An den staatlichen Bildungsanstalten oder an den anderen staatlichen Alumnaten müßte aber der Gesamtunterricht Selbstverständlichkeit werden. Die Erfahrung, daß er durchführbar ist und zu einem gesegneten Ziel führt, verdanken wir der Pionierarbeit Scharfenbergs.

Heinrich Pridik, Studienreferendar in Zehlendorf.

INDISKRETIONEN AUS DEM PRIVATEN SAMMELHEFT
EINES ZWISCHENSTÜFLERS.



Der Niederschlag einer Stunde in dem Kopf eines 15 jährigen Zwischenstüflers, die ein Kamerad im offiziellen »Protokollbuch« so beschrieben hat: »Um die Einflüsse, die auf Schiller eine Wirkung ausübten, zu verstehen, mußten wir erst mit dem Wirrwarr der Empfindungen und Anschauungen jener Zeit vertrauter werden. So wurden Rationalismus und Sturm und Drang in unser Thema hineingezogen. Dabei fragte ein Mitschüler, wie denn Sturm und Drang und Romantik zueinander stünden, die schienen ihm doch recht ähnlich zu sein. Nach verschiedenen Versuchen vertagten wir die genauere Antwort, bis wir uns in Berlin K. M. von Webers Freischütz angesehen hatten«...

STILÜBUNGEN AM EPIDIASKOP.

DIE Aufbauabteilung der ältesten »roten« Zwischenstufe hat in der Woche zuvor die Lektüre der Bauernnovelle vom Meier Helmbrecht, von dem Bauernsohn, der so gern Ritter werden wollte, im mittelhochdeutschen Urtext beendet — eine sprach- und kulturgeschichtliche Ausweitung des Bauernthemas, das die rote und blaue Zwischenstufe gemeinsam im Gesamtunterricht beschäftigte.

Gestern hat die Sondergruppe ein Walther-Gedicht vorgelegt bekommen; daran konnte jeder allein probieren, ob er sich schon ins Mittelhochdeutsche eingelese hat; die Worte klingen so bekannt, den Sinn aber wirklich zu erfassen und in unserem modernen Deutsch wiederzugeben, ist schwer.

Und heute sitzt sie im verdunkelten Neubausaal. Das Epidiaskop wirft auf die Leinwand:

- Der in den oren siech von ungesühte si,
Daz ist mîn rât, der lâz den hof ze Dürengen frî,
und darunter erscheinen alle Uebersetzungen, die eingeliefert worden sind.
1. Derjenige, der durch Krankheit taub geworden ist, dem rate ich, nicht an den Hof von Thüringen zu gehen.
 2. Wer eine Ohrenkrankheit hat, dem rate ich, den Th. Hof nicht zu besuchen.
 3. Wer schlecht hören kann, dem rate ich, den Th. Hof nicht zu berühren.
 4. Der taub und blind ist, der lasse den Th. Hof fahren.
 5. Jemand, der von Ungeziefer ohrenleidend ist, dem rate ich, der meide den Thüringer Hof.
 6. Wer unverdorben ist, das kann ich ihm nur raten, bleibe vom Th. Hofe fern.
 7. Derjenige, der leicht auf schlechte Reden hört, der...
 8. Mein Rat ist der, wer überall unbekannt ist, der gehe auch nicht...
 9. Ich gebe jedem den Rat, von dem man weit und breit Schlechtes redet, den Th. Hof zu meiden.
 10. Wenn einer von schlechten Süchten befallen siech in den Ohren sein sollte, der lasse den Hof zu Th. aus.
 11. Wer etwa schlimme Ohren hat und deshalb empfindlich ist, der meide, das ist mein Rat, den Th. Hof.

Man freute sich dieser Fülle der Möglichkeiten, rang sich zum wahren Sinne etappenweise durch, schied dann die offenbar *falschen* Nummern aus, suchte in dem am Schirm stehengebliebenen die jeweils *treffendsten* Ausdrücke, setzte diese aus verschiedenen Reihen zu einer *neuen Version* zusammen, probierte die *beste* Stellung aus, man klärte durch Abstimmung, wieviel für diese, wieviel für jene brauchbare Fassung einträten, und jede Partei begründete ihre Wahl. Die nächsten Zeilenpaare führten zu anderen Ueberraschungen und Nuancierungen. Jeder schreibt am Nachmittag nach seinem gusto eine stilistische Musterübersetzung in sein Sammelheft, zugleich ein Nekrolog für den Vogelweider, der heuer grad 700 Jahre tot ist.

Eine erwünschte Gelegenheit, das Epidiaskop *produktiv* zu machen! Ist es nicht eigentlich eine Paradoxie, daß die moderne Schule überall Selbsttätigkeit fordert und zugleich die Rezeptivität durch Epidiaskop und Schulrundfunk fördert? —

WIE DER GESAMTUNTERRICHT DER JÜNGSTEN 1928 IN GANG KAM.

CHARAKTERISTISCH für unseren Gesamtunterricht war, daß in den ersten Stunden, die wir im Mai gehabt haben, der Lehrer uns etwas erzählt. In den folgenden Stunden erzählten wir uns etwas.

Es ist wie in einem Verein. Einer hält ein Referat über ein Thema, und die anderen diskutieren darüber. Einige führen abwechselnd Profokoll.

Der Lehrer hatte uns Neulingen in den ersten Tagen auf der Fähre von Scharfenberg und seinen Bewohnern erzählt. Dabei warnte er uns auch vor den großen Kettenhunden, erzählte einige heitere und gefährliche Abenteuer, die die Älteren schon mit ihnen bestanden haben, und las aus der Chronik vor, wie sie hergekommen sind. Daraufhin erzählten einige von uns ihre eigenen Erlebnisse mit Tieren.

Im Zeichenunterricht modellierten und zeichneten wir Tiere und Tiermasken.

Der Lehrer forderte alle, die noch nichts erzählt hatten, auf, ihre Erlebnisse mit Tieren niederzuschreiben und uns vorzulesen.

In den nächsten Stunden wurden von einigen Bücher des Tierdichters Ernest Thompson Seton mit auf den Schulplatz gebracht. Sofort bildete sich eine Gruppe, die diese Bücher nachmittags las und nachher darüber Bericht erstattete. Andere lasen Tierfabeln von Aesop, Lafontaine oder Gellert vor. Wir hörten Vorträge über das Leben der Autoren. Wir dichteten sogar selber Fabeln und übersetzten die fremdsprachlichen aus dem Original. Zum Schluß stellten wir eine Statistik auf, welches Tier in unseren Fabeln und Aussätzen am meisten vertreten sei. Und wer blieb Sieger? Der Hund! Ein ehemaliger Schüler, jetzt Student der Biologie, der mit uns im Neubau wohnt und schläft, erklärte uns das Skelett. Alle zeichneten Hundeskelette, manche sogar modellartig auf durchsichtigem farbigem Papier, so daß man beim Aufklappen die Muskeln und Eingeweide sehen konnte.

Wir fuhren auch in den Zoo und besuchten die Vorfahren des Hundes, den Wolf und den Schakal. Daran anknüpfend erzählte uns einer von Hagenbeck und seinem Tierpark. Brehms Buch über die Hunde regte uns dazu an, Gliederungen, Stammtafeln und Aufsätze über die Entwicklung des Hundes vom Schakal zum Torfspitz und vom Torfspitz zum Bronzehund zu schreiben. Die »Historiker« unter uns stürzten sich auf die Prähistorie und hielten uns Vorträge mit Lichtbildern und Zeichnungen über Steinzeit, Pfahlbau und das Seddiner Königsggrab.

Unsere »Naturforscher« aber setzten mit gleichem Eifer einen anderen Exkurs durch, in dessen Mittelpunkt Darwin rückte; sein Leben und seine beiden Haupttheorien wurden nach ziemlich umfänglichen Vorarbeiten dargestellt.

Der Abschnitt über die Haushunde in Brehms Tierleben fängt mit dem Satze aus dem Zend-Avesta-Buche an: »Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt.« Da keiner wußte, was Zend-Avesta ist, übernahm einer, sich über das alte orientalische Religionsbuch zu orientieren; alle versuchten, den komischen Satz auszulegen. Wir konnten uns nicht einig werden, jeder hatte eine andere Lösung.

Näher lagen den meisten die Schilderungen der einzelnen Hunderassen, wobei jeder den andern die besonderen Merkmale, Lebensgewohnheiten und Vorzüge seiner Lieblinge klar zu machen versuchte. Hundebesitzer unter uns holten sogar ihre echten Exemplare aus Berlin; sehr niedlich war der King Charles, den uns ein Kamerad vorstellte; Sultan, der große Kettenhund, wurde auf der Bühne postiert, und man kontrollierte durch einen genauen Vergleich zwischen ihm und den Preisrichter-Merkmalen einer reinrassigen Dogge unter Verwendung des Metermaßes und der Wage seine Echtheit. Der Unterrichtssaal war von Hundekläff erfüllt.

Eines Tages hatte jemand im neusprachlichen Zimmer in einer englischen Zeitung Abbildungen von Parforce-Hunden entdeckt; jetzt wurde ein Referat über diese Jagd, ihren Verlauf, ihre Ausdrücke, ihren Wert und Unwert eingelegt.

Wir hatten nun allmählich schon so viel Verschiedenes durchgenommen, daß wir es einmal ordnen und repetieren mußten. Um dabei recht genau zu Werke gehen zu müssen und uns es etwas schmackhafter zu machen, luden wir eine

andere Klasse, »die Roten«, ein, um ihnen zu zeigen, was wir vom Mai bis jetzt gemacht hätten. Dies konnte natürlich nicht nur durch Vorträge geschehen, die, trotzdem ja das Epidiaskop sie illustrierte, langweilig geworden wären, sondern wir mußten die Stunden noch irgendwie beleben. So wurde vorgeschlagen, Krambambuli, eine Tiernovelle von Marie von Ebner-Eschenbach, die wir zwischen durch schon mal unter uns dramatisiert hatten, wieder aufzuführen. Der Vorschlag wurde jedoch mit der Begründung, wir würden dabei nichts Neues mehr zulernen, abgelehnt. Einige dramatisierten deshalb an einigen Nachmittagen und Abenden eine andere Novelle der Dichterin »Die Spitzin«, und nach der Aufführung sprach einer über das Leben der Novellistin, die unsere Gäste schon von vielen »Tischsprüchen« her kannten. Eine andere Stunde belebten wir effektiv mit dem vom Sprechchor gesprochenen Coyotengesang aus unserem Seton Thompson; dazu erschienen im Lichtbildapparat selbstgezeichnete Illustrationen; so wurde z. B. in dem Gedichte »das Geheul der Coyotenhunde« mit »Wagnerianischem Getöse« verglichen; als Illustration dazu hatte einer ein Orchester mit Pauken und Trompeten und einem wild fuchtelnden Dirigenten gemalt. Zur Abwechslung zwischen den vielen Vorträgen, die sich zum Teil auch auf sprachlichem Gebiete bewegten, so einer über Hundennamen oder ein anderer über den Hund im Sprichwort, wurden Gedichte wie »Der Tote Hund« von Dehmel oder »Die Legende« von Liliencron vorgetragen. Oder es wurde ein Kapitel aus Thomas Mann, »Herr und Hund«, eingelegt.

Wir mußten statt 2 Doppelstunden 4 ansetzen, da sich alle 30 Mitglieder der Abteilung betätigen wollten. Nach dem Darwinvortrag, der auf Häckel geführt hatte, erklärte ein Mitschüler die Tierwelt im Wassertropfen und ließ lebendes Plankton am Lichtbildschirm erscheinen. Das Kernstück des literaturgeschichtlichen Teiles bildete ein Stilraten. Wir trugen Fabeln von Aesop bis Wilhelm Raabe mit kurzen Hinweisen auf die Verfasser vor, baten die Hörer, sich den Stil zu merken, und lasen danach in neuer Reihenfolge andere Fabeln derselben Autoren vor, mischten ein paar von unsern eigenen dazwischen und verlangten von den Gästen, daß sie die Verfasser aufschrieben. Wer am meisten richtig hatte, bekam einen selbstmodellierten Hund als Preis. Bei der Auflösung erschien immer das Bild der Dichter auf der Leinwand; es gab einen Tumult, als die Photographien unserer Schülerautoren auftauchten.

Am Schlusse jeder Stunde erfolgte selbstverständlich die Kritik durch die Gäste.

In den letzten Stunden hatten zufällig auch Vertreter der städtischen und staatlichen Behörden hospitiert. Das nahmen wir, als wir wieder allein waren, zum Anlaß, uns die Befugnisse des Stadtschulrats, der Schuldeputation, der Stadtverordneten, des Provinzial-Schulkollegiums, der Regierung, des Oberpräsidiums etwas geläufiger zu machen.

Wie es nach den Ferien weiter gehen soll, weiß ich nicht. Wir könnten der Anregung eines Kameraden, der Hundebilder von Ludwig Richter und Albrecht Dürer gesammelt hat, folgen. Oder auch uns unserem Pferd oder den Katzen zuwenden. Oder uns etwa durch Darwin weiter ins Naturwissenschaftliche verleiten lassen. Es wird wohl viel davon abhängen, was die aus den Ferien Zurückkehrenden in diesem Umkreis mitbringen.

Vielleicht bleiben wir auch eine Weile mit den Roten im Gesamtunterricht zusammen.

Ernst M., ein »Grüner«.

SONDERBARE PREISFRAGE.

Erlebnisse eines 13 jährigen Kommissionsmitgliedes.

Sonderbarer Satz. — Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt.

Sonderbare Preisfrage. — Was ist die Lösung für den Satz. — Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt?

Als wir den »Roten« gezeigt hatten, was bei uns gelernt worden war, legten wir ihnen, um sie auch selbst zu beteiligen, diesen Rätselsatz vor. Nach einer guten Viertelstunde sammelten wir 18 Antworten ein.

Da wir nun nicht alle Zettel gemeinsam durchlesen konnten, wählten wir eine 3-Männerkommission, bestehend aus Friedrich H., Max M. und mir. Als wir das Material zum ersten Male durchgesehen hatten, fanden wir die Antworten recht »harmlos«. Max M. warnte zwar, indem er jeden Zettel einzeln nochmals vornahm; aber es blieb bei unserer Meinung. Dafür erlitten wir am anderen Tage eine klägliche Niederlage. Das kam so:

Max M. gab unseren grünen Altersgenossen einen Kommissionsbericht und sagte dabei dummerweise, daß sämtliche Antworten »unter aller Kanone« wären. Friedrich H. und er selbst verteidigten diese Ansicht gegen Widerspruch tapfer, aber der eine ritt den anderen immer in eine größere Pleite hinein. Ich selbst habe nichts gesagt, da ich den Bericht vor den vereinigten Abteilungen übernommen hatte.

Die Niederlage war nicht unsere Schuld, sondern die der Grünen selbst, denn..

Nach der Wahl hatte Ernst M. gefragt, welchen Standpunkt wir einnehmen wollten. Wir sagten ihm, daß wir zunächst auf die achten würden, die sagen, daß ohne den Hund als Helfer und Schützer der Mensch die Erde sich nicht hätte unterjochen können, eine Lösung, die nach unseren eigenen Versuchen der Mehrheit noch am vernünftigsten erschienen war. Niemand außer Ernst M. erwiderte was auf diese Erklärung. Das aber, was er sagte, war so leise gesprochen, daß wir es nicht verstanden. Am anderen Tage schrieen jedoch alle, daß wir ohne einen solchen Maßstab ganz frei hätten an die Zettel herangehen müssen. Ein trauriges Zeichen für die Grünen!

Am selben Abend setzten wir drei uns wieder hin und ordneten die Antworten nach »Harmlosen«, »Diskutierbaren«, »Anzuerkennenden« und »Guten«. Von den zwei letzten war leider nur je ein Exemplar vorhanden.. Ueber diese vor den Grünen zu sprechen, übernahm Max M., H. sollte die »Diskutierbaren« zur Debatte stellen und ich die »Harmlosen« abtun. Ueber den Zettel von Arnulf H., der eine Hundegeschichte erfunden hatte, die im Götterhimmel spielte, stritten wir uns lange. Damit ich recht viel Zettel bekäme, schrie ich: »Harmlos, harmlos!« Es wurde mir entgegnet, daß das gar nicht so harmlos sei, aber ich wollte es zu den harmlosen haben und setzte es auch durch. Erst am anderen Tage, als ich es mir in Ruhe durch den Kopf hatte gehen lassen, sah ich, daß ich im Unrecht gewesen war.

In der grünen Gesamtstunde ging es uns diesmal schon besser; man lachte mit uns über die Harmlosesten unter den Harmlosen und billigte auch unsere lobenden Urteile. Ueber die mittlere Gruppe entstand wieder ein lebhaftes Hin und Her. Einer aber — diesmal war es der Lehrer selbst — fragte, ob unser Gesichtspunkt denn überhaupt der richtige wäre, ob nicht dabei sachlich mehr herauskäme, wenn wir die Zettel nach ihrem Inhalt ordneten. Die beigebrachten Gedanken waren nun ganz verschieden; einige hatten überhaupt keinen, manche dachten durch Adam und Eva zur Lösung zu kommen, wobei Adi S. eine Tiergeschichte von dem Schriftsteller Ewald zum Vergleich aus seinem Zimmer herunterholte; andere wieder führten das Bestehen der Welt auf die Schlauheit des Hundes zurück oder die Eigenschaft, Abfälle zu fressen. Arnulf H. hatte mythische Gedanken, Bernd S. ging von einem ganz tiefen Satze aus: cogito ergo sum.*)

*) Der Preisgekrönte soll nach den Vorschlag eines Schülers ein Büchlein erhalten, in das die Antworten der Roten und Grünen in schöner Schrift und Umrahmung eingetragen sind.

Im letzten Augenblick vor der Vollversammlung beider Abteilungen trat die Kommission noch einmal zusammen und legte das Vorhergegangene fest. Zuerst waren wir uns nicht im klaren, wie wir nun den Bericht fassen sollten. Als wir uns schließlich geeinigt hatten, brach darüber ein großer Streit aus, wer den Bericht übernehmen sollte. Jeder weigerte sich, bis Friedrich H. endlich zu mir sagte: »Du mußt berichten! Du hast dich immer drum gerissen, und jetzt kannst du auch die Suppe, die du gekocht hast, auslöffeln.« Ob ich auch sagte: »Ich dachte doch nicht, daß wir ihn in dieser Form zu geben hätten,« es half nichts, ich mußte berichten. Ich versuchte es, und siehe da, es gelang, — wenn es auch nicht besonders war.

Bernd B., auch ein Grüner.

GRUPPENARBEIT IM ENGLISCHEN ANFANGSUNTERRICHT DER GRÜNEN.

(Aus einer Ansprache nach den großen Ferien.)

VOR den großen Ferien habt Ihr in einer Euch ungewohnten Weise gearbeitet, statt klassenweise unterrichtet zu werden, habt Ihr in kleinen selbständigen Gruppen den größten Teil der Zeit für Euch Englisch gelernt. Es ist gut gegangen, und ich glaube daher, es ist das Beste, wenn wir in dieser Arbeitsweise fortfahren. Ich möchte Euch nur nochmals kurz sagen, warum ich Euch dazu rate.

Das Englischlernen scheint Euch bisher Spaß gemacht zu haben. Nun ist es klar, daß man doppelt so gut lernt, wenn einem etwas Spaß macht. Freude aber macht vor allem auch das, was man *selbst* entdeckt und was man an Schwierigkeiten selbst überwindet. Für mich als Erwachsenen ist es aber oft schwer zu wissen, was Euren Kräften gerade angemessen ist, dazu seid Ihr untereinander zu verschieden. Ihr müßt es schließlich selbst am besten wissen. Ich kann Euch nur die Richtung angeben, in der Ihr die schönsten Tummelplätze findet, auf denen Ihr Eure Kräfte stählen könnt, und das Gerät für Euch aussuchen und bereit legen (Spiele, Bücher usw.). Wenn der Ball zu schwer ist, werdet Ihr leicht müde, wenn der Spielplatz zu klein ist, gibt es Zank und Streit, wenn die Spielregeln zu verwickelt sind, tritt bald Unlust ein; Ihr müßt es selbst ausprobieren, wenn ich auch natürlich stets da bin, Euch zu raten oder zu helfen, wenn Ihr etwas wissen wollt oder Euch selbst etwas ausgedacht habt, was meist das Allerschönste ist. Jederzeit könnt Ihr Miß Lancaster oder mich oder Kameraden der Oberstufe fragen, im Unterricht oder außerhalb des Unterrichts; es soll überhaupt in unserer Gemeinschaft, in der jeder etwas Nützliches schaffen *will*, kein Unterschied sein zwischen Unterricht und Nichtunterricht.

Ich erinnere die Gruppen auch daran, daß sie nicht starr zu sein brauchen, daß sie beweglich sind je nach der Arbeit. Die Gruppen von je 5 bis 6 können sich unterteilen, wenn es gerade so paßt, so daß 2 oder 3 zusammen arbeiten oder sogar einer allein (z. B. beim Auswendiglernen). Ihr arbeitet ja auch verschieden, der eine schnell, der andere langsam, der eine mit dem Gehör, der andere mit den Augen, ein anderer muß es geschrieben sehen oder selbst aufgeschrieben haben, die gemeinsame Arbeit ist daher zuweilen unpraktisch und führt zu Zeitverschwendung. Ihr müßt überhaupt immer darauf achten (jeder für sich, aber auch der Gruppenführer), daß ihr immer etwas zu tun und zu denken habt; wenn einer mit seinen Gedanken wo anders ist oder sich langweilt oder nicht mitkommt, wie es ja beim Klassenunterricht leider unvermeidlich ist, weil der Lehrer es nicht jedem recht machen kann, dann stimmt etwas nicht, dann muß er sich überlegen, wie er die Zeit besser für sich ausnutzen kann. Ein Vorteil ist auch,

daß er dann weniger Zeit auf Hausarbeiten zu verwenden braucht. Denkt außerdem daran, so viel wie möglich Englisch zu sprechen, eine lebende Sprache lernt man vor allem durch vieles Sprechen. In einer guten Gruppe hat ja auch jeder mindestens zehnmal soviel Gelegenheit zum Sprechen wie in der Klasse.

Bei dieser Gruppenarbeit ergeben sich auch ständig Gelegenheiten, euch gegenseitig zu helfen, aber der Arbeitswille muß von den Schwächeren ausgehen, denen es, wenn sie wirkliches Anstandsgefühl haben, peinlich sein muß, hinter der Gruppe zurückzubleiben, die Gruppe aufzuhalten, also als Spielverderber zu wirken; das wäre im höchsten Grade unkameradschaftlich*).

Nun noch ein praktischer Vorschlag. Wie man beim Schwimmenlernen oder bei jedem anderen Sport gewisse Bewegungen immer wieder trainiert, bis man sie beherrscht, so auch beim geistigen Training, das sicher noch verwickelter ist. Man muß also immer wieder üben, trainieren. Um aber stets zu wissen, was ihr lange nicht wiederholt habt oder noch nicht sicher könnt, soll jede Gruppe ihr Arbeitstagebuch führen, in dem ihr beispielsweise auch durch Zeichnungen veranschaulichen könnt, was ihr gearbeitet habt. Außerdem kann auch jeder einzelne, der dazu Lust hat, ein kleines Tagebuch für sich anlegen, aus dem er seine Fortschritte ersehen kann und die Entwicklung seiner Arbeitsweise kontrolliert.

Mancher von Euch wird schon selbst gespürt haben, daß ihm eine schlecht oder halb erledigte Arbeit keine rechte Freude macht und ihm keine Befriedigung gibt; also sollte jede Gruppe ihren Ehrgeiz darein setzen, sauber und gewissenhaft zu arbeiten, wie es ja auch in der praktischen Arbeit auf Scharfenberg üblich ist. Ueberhaupt braucht Ihr Euch nur an die Scharfenberger Art zu halten: *Frohes Zupacken, Kameradschaft, Sachlichkeit!*

Dr. Wilhelm Moslé, Neuphilologe in Scharfenberg seit Ostern 1928.

SCHARFENBERGS MATHEMATISCHER UNTERRICHT.

IM Unterricht der höheren Schulen wendet sich die Mathematik nach zwei verschiedenen Seiten. Einmal erfaßt sie größenmäßig Gegenstände und Gesetzmäßigkeiten der Natur und tritt damit in Wechselbeziehung zu den Naturwissenschaften, bildenden Künsten und Handfertigkeiten. Andererseits neigt die Mathematik zum rein Theoretischen, zum Grübeln, zur Loslösung von allen praktischen Anwendungen. Die Untersuchungen über die Grundlagen der Arithmetik und Geometrie und über den Grenzbegriff gehören beispielsweise hierher.

Dem heranwachsenden Menschen fällt die anschauliche Seite der Mathematik am leichtesten. Seltener und erst später gewinnen auch die anderen mathematischen Untersuchungen Reize für ihn. Daher kann die rein theoretische Mathematik auf der Schule nur mit Vorsicht und Beschränkung aufs Einfachere getrieben werden. Ein zu weites Eindringen tut den Schülern und der Mathematik unrecht.

Die Insel Scharfenberg begünstigt freilich bei ihrer Abgeschlossenheit und der Zusammenfassung der spezifischen Mathematiker im kleinen Neigungskurs das Grübeln über ferner liegende mathematische Rätsel. Tausendmal wichtiger und natürlicher ist es aber, auf der Insel der Tat praktische Mathematik zu treiben.

*) Bemerkenswert war die Selbsterziehung innerhalb der Gruppen schon vor den großen Ferien. Es ergaben sich vereinzelt Fälle, wo Schüler, die nicht den nötigen guten Willen zeigten, mit ihrer Gruppe einigermaßen Schrift zu halten, aus ihr ausgeschlossen wurden, was einem sittlich gesunden und feinfühligen Kinde immerhin zu denken gibt, zumal wenn es sich wiederholt.

Dies muß die Grundeinstellung des Mathematiklehrers in Scharfenberg sein. Die Insel ist ein dankbares Feld für die Verwirklichung dieses Gedankens. Messen und zeichnen kann man in Scharfenberg in unerschöpflichem Ausmaß. Einige Jungen des Mathematikurses maßen unter Zuhilfenahme von Stahlbandmaß, Holzwinkelmesser, Winkelspiegel und Theodolit in einigen Monaten die ganze Insel aus. Hierbei galt es erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden; die Bandmaße mußten öfter durch dichtes Gebüsch oder an einspringenden Buchten übers Wasser gelegt werden. Bei der starken Bewaldung der Insel war die Sichtweite gering. Dennoch können die Messungen als beachtenswert genau gelten. Bei Vielecken von mehreren hundert Metern Umfang wichen Anfangs- und Endpunkte nach der Zeichnung nie um mehr als 6 m voneinander ab. Nach diesen Messungen fertigte ein Schüler eine Karte der Insel im Maßstab 1 : 2000 an und behandelte in einer Jahresarbeit das Verfahren und seine Hilfsmittel*). Die Karte wurde wiederum von Schülern der Zwischenstufe in verschiedene andere Maßstäbe — bis zu Wandkartengröße — übertragen und außerdem durch Wiegen einer auf Zinkblech aufgeklebten Karte oder durch Auszählung auf Millimeterpapier zur Flächenbestimmung der Insel verwertet.

Trigonometrische Messungen wurden nötig, als wir die Schallgeschwindigkeit durch Echosversuche auf dem Tegeler See bestimmten. Wir brauchten dabei die Entfernung der Insel vom Festland. Sie wurde auf Grund vieler Theodolitmessungen von Schülern der Zwischenstufe durch Zeichnen, von Schülern der Oberstufe durch Rechnung gefunden.

Eine ganze Reihe von Messungen und Berechnungen wurden bei der Einrichtung der Wetterstation erforderlich. Mit dem Theodoliten wurde durch Höhenwinkelmessung die Turmhöhe des Bollehauses bestimmt, auf dessen Spitze wir — unter Lebensgefahr — einen Windmesser anbrachten, ferner durch Nivellieren die Höhenlagen der Thermometer und des Barometers. Messungen auf Meßtischblättern ergaben die geographische Lage des Wetterhäuschens.

Theodolitmessungen der Höhe von Sternen und der Sonne ließen uns die geographische Breite von Scharfenberg finden, legten praktisch den Grund für die Kugeltrigonometrie und machten uns mit dem Sternhimmel und seinen Veränderungen vertraut.

Bei dieser Art des Mathematikbetriebes erhalten die Jungen einen natürlichen Einblick in das Verfahren und den Wert der Mathematik und gewinnen gutes Augenmaß, praktischen Blick, Geschicklichkeit und — Freude! Dies schließe ich aus der Begeisterung, mit der die Jungen der Zwischenstufe einmal für die Eltern eine große Ausstellung mathematischer und statistischer Zeichnungen veranstalteten.

Ernst Sorge, Mathematiker 1926/27, jetzt Studienrat in Berlin.

DER NATURWISSENSCHAFTLICHE UNTERRICHT AUF SCHARFENBERG.

VON allen pädagogischen Problemen, die in den ersten Jahren der Scharfenberger Gemeinschaft zu lösen waren, war die Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichts am einfachsten und klarsten zu beantworten. Denn das Anschauungsmaterial brauchte dem Scharfenberger nicht an ausgerupften und verschrumpften

*) Die Karte ist diesem Heft am Schluß beigegeben, sowohl als praktisches Zeugnis für die Art unserer Schülerarbeiten als auch zur Orientierung beim Lesen des historischen Teils.

Pflanzen demonstriert zu werden, sondern es drängte sich ihm täglich und stündlich auf. So sollen denn die vielen Berührungspunkte des Scharfenberger Lebens mit der pflanzlichen und tierischen Umwelt ausgenutzt werden, und Theorien und Tatsachen, die an sich interessant und wissenschaftlich sind, aber dieser Berührungspunkte entbehren, können zum Heil der Konzentration vernachlässigt werden.

Scharfenberg ist ein verwilderter botanischer Garten und weist deshalb an Bäumen, Sträuchern und Kräutern Kostbarkeiten auf, wie man sie in einem ungepflegten Naturpark nur selten findet. So stehen auf dem Berg blühende und fruchttragende Buchsbäume, »Bolle-Eichen«, uralte Maulbeerbäume und Eiben, eine fast vollständige Sammlung von Ahornarten, übermannshoher Bambus, eine immergrüne Eiche, rotblühende Akazien, eßbare Kastanien, Douglasfichten in wunderbarer Quirlstellung ihrer Zweige, eine ostasiatische Goldlärche von 20 m Höhe, Sumpfyzypressen mit Luftwurzeln, ein Tulpenbaum... Eine Schilderung aller Sehenswürdigkeiten, die ein Schüler einmal schrieb, umfaßt 93 Aktenseiten. Außerdem weist die Insel als einziger Fleck in der Umgebung von Berlin, der vor dem Strom der Sonntagsausflügler von Natur geschützt ist, eine hier ganz unbekannte Fülle von gewöhnlichen und ungewöhnlichen Blumen und Kräutern auf. Zuerst will der Scharfenberger alle diese Pflanzen, die ihn umgeben, auch kennenlernen. Die Beantwortung dieser Frage ist die erste Aufgabe des botanischen Unterrichts. Wenn so ein gewisses Maß praktischer Pflanzenkenntnis erworben ist, geht man zur planmäßigen Besprechung des botanischen Systems über. Später werden an der Hand der einfachen Pflanzen und Tiere, wie sie etwa im Plankton des Tegler Sees vorkommen, die einfachsten vegetativen und animalischen Lebensfunktionen studiert.

Ebenso selbstverständlich, wie sich der botanische Unterricht dem Scharfenberger Leben anpaßt, ebenso bodenständig ist der Unterricht in Zoologie. See, Insel und Landwirtschaft bieten übergenug Gelegenheit zu Beobachtungen: Auf der Spielwiese legt eine Ringelnatter Eier. Auf dem Scharfenberg nisten Rotkehlchen. Im Brutapparat schlüpfen die Kücken. Eine Ente hat Fallsucht. Ein tot aufgefundenen Pirol geht von Hand zu Hand. Man betrachtet den Habicht, der an der Hühnerfarm geschossen wurde. Man stopft eine Möve aus. Bei der Schweregeburt eines Kalbes mit Gebärmuttervorfall sind Schüler die Assistenten des Tierarztes. Eine ganze Nacht hindurch haben Schüler Umschläge gemacht, Klysterspritzen in den Darm eingeführt und so schließlich unseren kleinen Rappen von der Kolik gerettet. Bei dieser Fülle des Materials ist es die wichtigste Aufgabe des Lehrers, jede Einzelfrage zu beantworten und doch dem Schüler das Allgemeingültige zu zeigen. Besonderer Wert wird auf Sektionen gelegt. Denn nur auf diese Weise können klar und einfach schon früh die richtigen Vorstellungen vom Bau und den Funktionen des tierischen und menschlichen Körpers übermittelt werden. Da man keine noch so unscheinbare biologische Beobachtung anstellen kann, ohne nach dem Sinn und Zweck, nach Herkunft und Ziel zu fragen, so lassen sich auch theoretische und philosophische Erwägungen nicht vermeiden und müssen sogar von Zeit zu Zeit im Zusammenhang diskutiert werden. Naturgemäß haben Physik und Chemie in einem Scharfenberger Schulplan an Zeit und Kraft weniger zu beanspruchen. Da aber die Borsigfabrik, der große Tegeler Gasometer, die städtischen Wasserwerke und auf der anderen, der Spandauer Seite die Siemensstadt kaum eine Stunde entfernt liegen, bietet sich auch die nötige Gelegenheit zu eigenen Beobachtungen technologischer und chemischer Vorgänge.

Martin Grotjahn,

Mitglied des Naturkurses 1922 bis 1924, Abiturient 1924, jetzt cand. med.

DAS Tagebuch umfaßte am Ende des zweiten Jahres, als sein Besitzer ins Abiturium ging, 1500 Seiten mit 800 Zeichnungen und den Berichten von 72 Sektionen; sie sind sämtlich außerhalb des Unterrichts gemacht worden; ein drei Quadratmeter großes Turmzimmerchen diente ihm als Laboratorium. Es heißt z. B. in diesem Tagebuch:

Seite 1262. Von 12 bis 2 Uhr nachts Plankton gefischt. 5 verschiedene Fänge. Fang Nummer 4: 1 Meter Oberfläche, ruhiges Wasser, viel *Daphnia galeata*, Bosminiden mit auffallend langem Rüssel, verschiedene *Anuraea*-Arten, wenig Diatomeen, lebende Präparate für den Unterricht hergestellt. — Seite 1283: Am 13. Juni brachte ich mir eine Kaulquappe mit, die heute, am 1. September, immer noch nicht weiterentwickelt ist! Sie lebt vegetarisch, ist recht lebhaft, außerordentlich groß und sieht sehr alt aus. Der entwicklungshemmende Faktor ist wahrscheinlich das Glasgefäß, vielleicht überwintert sie. — Seite 1300: Meine *Daphnia-pulex*-Zucht will sich auch den Winter durch ohne Männchen behelfen; sie vermehren sich weiterhin parthenogenetisch. — Seite 1344: Sezierte heute 6 Mäuse mit der Zwischenstufe. Siehe Zeichnung 241 bis 249. — Seite 1357: Sezierte 7 Muscheln mit der Zwischenstufe. — Seite 1391: Sezierte ein Kuh-Embryo nach einer Not-schlachtung. Ein Versuch, einen Aufklärungsvortrag anzuschließen, wurde als überflüssig empfunden. — Seite 1411: Wie kommt es nur, daß es auf Sch. keine sexuelle Frage gibt? Die üblichen Jugendlaster sind hier so gut wie gar nicht im Schwange; das weiß ich bestimmt. Liegt es daran, daß man fast nie allein ist? Daß man so abgehärtet lebt? An der vielen körperlichen Arbeit? Fehlt das großstädtische Milieu? Fehlen die alten erfahrenen Sitzengebliebenen? Das ist mir alles noch recht rätselhaft. — Seite 1387: Mikroskopierte heute *Enspingilla lacustris*, Süßwasserschwamm. Sie stehen in der selten befahrenen Wasserrinne zwischen Scharfenberg und Valentinswerder. Es empfiehlt sich, die alten, nicht mehr grünen Stücke zum Mikroskopieren zu nehmen. — Seite 1258: Fing heute zwei Stichlinge, um mir *Arguli* (Fischläuse) zu beschaffen. Tatsächlich fand ich auch 12!! — Seite 1264: Heute sind die Fischläuse nach mehrtägigem Fasten gestorben.

DER ORNITHOLOGISCHE BESTAND SCHARFENBERGS IM JAHRE 1924/25,
in den Mußestunden aufgenommen von Rolf W.

AN der Südseite hat der Fischreihler seinen Stand. Dieser vor ungefähr 50 Jahren in der Mark noch recht häufige Stelzvogel steht heutzutage unter Schutzgesetz. Ich hatte das seltene Vergnügen, von weitem mit dem Krimstecher diesen Vogel mit dem s-förmig gebogenen Halse und den abstehenden Kopffedern mit seinem langen Schnabel fischen zu sehen. — Von der Ordnung der Raubvögel ist ein häufiger Gast der Vespenbussard, der noch im Jahre 1922 am Scharfenberg horstete, dann aber auswanderte. — Als Obsträuber ist uns hier der freilich nur selten vorkommende Kirschkernebeißer bekannt. Ich konnte aus ziemlicher Entfernung das Knacken der Kerne hören. So ist denn auch ein kräftiger Schnabel für ihn charakteristisch. Seine Färbung ist recht lebhaft. — Im Winter 1924 belebte die Schneeammer in einem ziemlich umfangreichen Schwarm während der kältesten Zeit die Insel. Ich konnte die alten und jungen Exemplare gut unterscheiden, da die jüngeren noch weiße Flecken trugen. Ihren »gägäg-Ruf« haben wir wohl täglich gehört. — Ein Exemplar des Waldkauzes habe ich in den

drei Jahren meines Hierseins nur dreimal zu Gesicht bekommen; und zwar einmal dadurch, daß ich auf einer Eulenpfeife blies und ihn so anlockte. — Ein sehr bekanntes Nachtgeräusch der Scharfenberger Natur ist das »kuit, kuit«; es ist der Ruf des Käuzchens, das ähnlich wie der Waldkauz gefärbt, jedoch viel kleiner ist; dicht am Hühnerstall nistete und brütete ein Pärchen. — In der Schlußzusammenfassung heißt es: Aus der Arbeit geht hervor, daß Scharfenberg sich in ornithologischer Beziehung nicht in derselben Art auszeichnet wie in dendrologischer. Denn die Vögel Scharfenbergs finden wir überall in der Mark wieder. Wertvoll ist die große Verschiedenheit. Von 55 Vogelarten, die ich auf Scharfenberg feststellen konnte, gehört fast jede dritte in eine andere Familie. In der übrigen Mark kommen auf 93 Morgen, die unsere Insel groß ist, höchstens fünf bis zehn Arten. Als Seltenheit muß auch der vollkommene Meisenbestand erwähnt werden.

Die Arbeit, die 30 Folioseiten umfaßte, schloß mit dem Zitat aus Kants Kritik der Urteilskraft, in dem er den Gesang der Vögel über den der Menschen stellt.

DIE PRAEPARATENSAMMLUNG DES NATURKURSUS.

BEI dem Versuch, in die Menge der mikroskopischen Präparate des Naturkurses eine gewisse Ordnung zu bringen, zeigte es sich, daß man von zwei verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen kann und doch zum gleichen Ergebnis kommt. Eine Einteilung nach Stoff und Leitgedanken führt zu folgenden Gruppen:

1. *Stoff*: Insekten; *Leitgedanke*: Das Präparat ist Mittel und Zweck des Unterrichts.
2. *Stoff*: Histologie; *Leitgedanke*: Das Präparat ist zwar Hauptunterrichtsgegenstand, aber nicht mehr Endziel.
3. *Stoff*: Vergleichende mikroskopische Anatomie der niederen Tierklassen; *Leitgedanke*: Das Präparat ist weder Mittel, noch Zweck, sondern Protokoll des Unterrichts.

Am unübersichtlichsten ist die Insektensammlung, die in 242 Schülerpräparaten von 18 bestehenden Insektenordnungen folgende 8 umfaßt: 1. Orthoptera; 2. Odonata; 3. Coleoptera; 4. Hymenoptera; 5. Diptera; 6. Rhynchota; 7. Anoplura, 8. Lepidoptera. Alles Material dieses Teiles stammt aus der Scharfenberger Fauna, mit Ausnahme eines Vertreters der Anoplura, einer Kopflaus, die aus Mecklenburg, der Heimat eines Kursmitgliedes, mitgebracht wurde. Im Gegensatz zu diesen Präparaten ist die histologische Mappe ein Muster für systematischen Aufbau. In drei Abteilungen: 1. Epidermis und epidermale Gebilde, 2. Verdauungsorgane, 3. Anhang: Sinnesorgane sind die wichtigsten Gebiete der Histologie vertreten. Von der Pflanzenhaut ausgehend, über tierische und menschliche Haut, tierische und pflanzliche Hautgebilde, wie Federn, Haare, Schuppen, kommt man zu einer fast vollständigen Sammlung von Präparaten der Verdauungsorgane, die an der Lippe anfangend, im Dickdarm endend, außerdem noch die wichtigsten Anhangsorgane (Leber und Niere) enthält. Der Anhang besteht aus Präparaten von Auge und Ohr und den wichtigsten Nervenbahnen, Rückenmark und Sympathicus. Die histologische Gruppe zeigt das geschlossenste Bild, weil sie eben weder bloße Sammlung, noch ein lückenhaftes Bild des Unterrichtsgangs ist, sondern in sich selbst ruht, als Propädeutik der Histologie. Sie hat indessen den Nachteil, daß ihr Material nicht bodenständig ist, sondern dem Privatbesitz eines Lehrers entstammt. Diesen Mangel hat die dritte Gruppe nicht aufzuweisen, sie

reicht aber in Exaktheit und Ausführung bei weitem nicht an die anderen Sammlungen heran, weil sie eben nur Nebenbeschäftigung war, ihr nicht so viel Zeit gewidmet werden konnte. Ihr Material besteht aus Vertretern der Protozoa, Spongiä, Cnidaria, Vermes, Crustaceä und Mollusca. So zeigt sich im Aufbau der ganzen Sammlung ein Wandel in der Auffassung vom Zweck des Präparates, fort vom bloßen Sammelgegenstand zum einzig sinnvollen: das Präparat als Spiegel der Arbeit im Naturkurse.

Als Biologie-Thema in der schriftlichen Reifeprüfung Ostern 1928 hatte der Naturkurs zu bearbeiten: Sekretorische und innersekretorische Drüsen des menschlichen Körpers, ihre biologische und chemischen Funktionen mit histologischer praktischer Arbeit an einer vorgelegten und nicht bekannten Drüse.

Heinz Heimhold, stud. rer. nat., Abiturient Ostern 1928.

EINIGE BEMERKUNGEN ÜBER DIE KULTURELLE UND PÄDAGOGISCHE BEDEUTUNG DER MATHEMATIK UND DER NATURWISSENSCHAFTEN

DIE geschichtliche Entwicklung unsrer Kultur hatte es mit sich gebracht, daß das Studium der Sprachen und insbesondere der alten, Latein und Griechisch, als humanistisch, als veredelnd angesehen wurde. Da nun die Zeitverhältnisse mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften in der Neuzeit sich gründlich geändert hatten, konnte man zwar das Eindringen dieser Wissenschaften in unser Geistesleben und in die höhere Schule nicht verhindern, aber man sah in ihnen zunächst nur ein notwendiges Uebel oder zumindest nur einen reinen Nützlichkeitswert. Die Beschäftigung mit Naturwissenschaften entspringt, so sagte man, dem Utilitarismus. Man will sich durch sie das Leben bequem machen; höhere, namentlich seelische Werte werden doch nur durch die klassische Bildung vermittelt. Dabei sah man als Beweisgrund hierfür die »Zwecklosigkeit« der Beschäftigung mit den alten Sprachen und der alten Kultur der Griechen und Römer an. Diese Ausbildung sei jedem Egoismus abhold, hingegen trage die Naturwissenschaft das Stigma des Materialismus an der Stirne.

Ich will mich hier nicht auseinandersetzen mit dem »Humanismus« der alten Sprachen und der alten Kulturepochen. Vielmehr ist es mir darum zu tun, den Nachweis zu erbringen, daß gerade die mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung im echten Sinne humanistisch ist, d. h. die edelsten Saiten im Menschen zum Klingen anregt, falls man diese Bildung in ihrem eigentlichen Wesen richtig erfaßt hat. Dies kann man aber leider heutzutage nicht allgemein voraussetzen. Die Schuld hierfür liegt in dem Versagen der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts, wodurch der Naturwissenschaftler in den grundlegenden Fragen über die Stellung seiner Arbeit innerhalb des Rahmens der menschlichen Kultur sich selbst überlassen blieb. Denn er wies die überheblichen und unfähigen Uebergriffe der Philosophie der Romantik mit Recht und so gründlich zurück, daß lange Zeit — bis etwa zum Ende des Jahrhunderts — die Beschäftigung mit Philosophie unter Naturwissenschaftlern als lächerliche, zumindest überflüssige Spielerei empfunden wurde. Nun lassen sich aber diese Probleme auf die Dauer nicht unterdrücken; daher entwickelten die Naturwissenschaftler selbst eine philosophische Lehre, die freilich alle Mängel eines überstürzten, mit unzureichenden Mitteln unternommenen Wagnisses an sich trug. Der Philosophie selbst bekam dieser Gegensatz zu den Naturwissenschaften auch nicht, man verlor sich immer mehr in unfruchtbaren Spekulationen oder wandte sich bloß noch der »Geschichte der

Philosophie« zu und ahnte nicht, daß Philosophie ohne die Kunst des Philosophierens ebenso unmöglich ist wie Mathematik ohne die mathematische Anschauung und Einsicht.

Worin besteht nun die kulturelle Bedeutung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Denkens und Arbeitens? Der Mathematik rühmt man nach, daß sie das Denken überhaupt anrege und entwickle. Das ist durchaus richtig. Der besondere Wert dieses Denkens — denn auch in den Sprachen und in der Geschichte muß man denken und kann es dabei aufs gründlichste üben — liegt in dem klaren Erfassen des streng Gesetzmäßigen. In den Sprachen gibt es zwar grammatische Regeln, aber keine Gesetze. Denn man kennt ja das Sprichwort: keine Regel ohne Ausnahme. Es werden eben nur viele gleichartige Fälle in der grammatischen Regel zusammengefaßt, aber man geht nicht bis zu den letzten Urgründen vor, die ja auch nicht mehr grammatikalisch, sondern psychologisch oder historisch-soziologisch wären. Ganz anders in der Mathematik. Wenn man irgend eine Eigenschaft des Raumes behauptet, z. B. daß die Summe der Kathetenquadrate gleich dem Hypotenusenquadrat ist, so umfaßt man hiermit *alle* möglichen Fälle. Ein einziges Gegenbeispiel würde die ganze Behauptung umstoßen. Gleiches gilt von den Gesetzen der Naturwissenschaften, nur daß man hierbei von einem durch umfangreiche Einzelbeobachtungen gesammelten Material ausgehen muß, ehe man das sie alle umfassende streng gemeingültige Gesetz aufstellen kann. Ist die Erziehung zur geduldrigen, sachlichen Beobachtung an sich schon wertvoll, so scheint mir gerade in dem Bewußtsein von der Gesetzmäßigkeit der Natur und von der hierdurch bedingten Erkennbarkeit der Natur der Angelpunkt aller Kultur und aller Bildung zu liegen. Die Einzelperscheinung fügt sich ein als Glied einer Kette in den gewaltigen Ablauf des Ganzen.

Betrachten wir die pädagogische Seite! Eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung besteht darin, den im Kinde meist sehr starken *Wissensdrang* zu befriedigen und ihn als Liebe zur *Wahrheit überhaupt* zu kultivieren. Der Wille zur Wahrheit, der Trieb zur Erkenntnis der Wirklichkeit sind wesentliche Grundlagen echter Kultur. Nach einem psychologischen Gesetz geht aber der Weg vom Wahrnehmen zum Denken, vom Individuellen, konkreten Einzelnen zum Gesetzmäßigen, abstrakten Allgemeinen. Das Einzelne wird dem Menschen unmittelbar nur durch die sinnliche Wahrnehmung gegeben, mittelbar durch Mitteilung seitens anderer Menschen, deren Glaubwürdigkeit vorausgesetzt werden muß; auch kann eine Mitteilung nur insofern richtig aufgefaßt werden, als man selbst schon entsprechende oder ähnliche Wahrnehmungen gemacht hat. Ein Blinder bekommt durch die glänzendsten Schilderungen der Dichter keine Vorstellung von Farben. So muß vor allem die sinnliche Wahrnehmung des Kindes gepflegt werden, wofür die beschreibenden Naturwissenschaften Biologie, Geologie usw. das beliebteste und geeignetste Material herbeischaffen. Denn hier kann das Kind unmittelbar sehen, hören, fühlen, schmecken, tasten an Dingen und Organismen, wofür es das lebhafteste Interesse besitzt. Und unversehens wird sich die Gelegenheit finden, das Vermögen des Abstrahierens, des Denkens, des begrifflichen Vorstellens zu entwickeln. Man vergleicht, gruppiert, stellt gemeinschaftliche Merkmale fest. Oder man dringt zu einem Begriff wie »Kraft« vor; »Kraft« ist nie gesehen, nie wahrgenommen worden, sondern kann nur durch Nachdenken in unser Bewußtsein gehoben werden. Man untersucht das Verhalten von Kräften, z. B. am Hebel und findet nun schon Gesetze, wodurch man den Gipfel des abstrakten Erkennens erklommen hat. Neben der Natur in bunten Farben und Tönen, neben der Welt des Warmen und Weichen öffnet sich ein Reich der Kräfte, der Energien,

die als physikalische Ursachen für die Erscheinungen der Sinnenwelt erkannt werden. Die Sinnenwelt behält ihr Recht, sie ist der Rahmen unseres alltäglichen Erlebens, sie ist der Gegenstand des künstlerischen Schauens und Schaffens, mit ihr sind wir durch tausend Interessen verknüpft. Aber ihr Wesen erfassen wir doch nur durch die Erkenntnis der Gesetze, nach denen ihr Ablauf erfolgt. Ja, wir erweitern sogar den Rahmen der sinnesanschaulichen Welt durch die geschickte Ausbeute der Naturgesetze; zu den Wellen des sichtbaren Lichts tritt ein viel ausgedehnterer Wellenbereich der ultraroten Wärmestrahlen, der ultravioletten chemisch wirksamen Strahlen, der Röntgenstrahlen, die uns Geheimnisse des Körpers enthüllen oder Fragen nach der inneren Beschaffenheit irgendwelcher Materialien, wie Stahl und Kristalle, beantworten. Zugleich aber wird eine scharfe unübersteigbare Grenze errichtet gegen die Uebergrieffe einer wissenschaftlich nicht kultivierten Phantasie, die uns mit einem Sprung über die Mühen der Beobachtung und des gesetzerkennenden Nachdenkens zu Resultaten führen will, uns aber nur in eine trübe Welt des Scheins und des Aberglaubens versetzt: ein Zeichen schlimmster Unkultur.

Neben der wahrhaft geistesbildenden Beschäftigung mit den Naturwissenschaften und der Mathematik, die die Fähigkeit zur Abstraktion und zur Erfassung der Gesetzmäßigkeit ganz besonders entwickelt, neben dem Wert für unsere *Erkenntnis* also erscheint mir noch von großer Bedeutung ein Nebenerfolg, der in der Grundhaltung eines naturwissenschaftlich gebildeten Menschen zum Ausdruck kommt oder, um mich vorsichtig auszudrücken, am ehesten kommen könnte, wenn nicht gewisse Gegenkräfte in unserer materialistisch gestimmten Zeit aufträten. Für mich ist die Naturwissenschaft die beste Propädeutik für die Ethik. Ethisches Handeln setzt zweierlei voraus: einen Charakter, der bereit ist, auch gegen Widerstände sein Ziel zu verfolgen, und dann die richtige Einsicht in das, was zu tun ist. Den Willen, die Tatkraft zu bilden, gelingt nur durch praktische Betätigung, und das ist während der Erziehung nur in einem tatfrohen Gemeinschaftsleben möglich. Es genügt aber sicher nicht, einen *Tatmenschen* zu fordern, denn der extreme Fall eines großen Verbrechers beweist zur Genüge, wohin das führen kann. Die Willensenergie muß für den richtigen Zweck eingesetzt werden. Ich kann hier nur kurz andeuten, worum es sich handelt. Der Mensch, zunächst ein reines Triebwesen mit egozentrischen Interessen, muß seinen Blick über sein liebes Ich hinaus erheben und die Werte der anderen und ihre berechtigten Forderungen an ihn kennen und berücksichtigen lernen. Das setzt eine immer weitergehende Abstraktion voraus, man darf nicht bei seiner Familie, bei seinen Freunden, nicht bei seinem Dorf oder seiner Stadt stehen bleiben, nicht bei seiner Heimat oder seinem Lande, nicht bei den Rassen, ja nicht einmal bei den Menschen. Das setzt voraus, daß man nicht bloß gefühlsmäßig sich in seinem Handeln bestimmen, sondern sich durch die Einsicht in die allgemeingültige Wahrheit leiten läßt. Es ist also wieder die Fähigkeit des Abstrahierens und der Erfassung eines allgemeingültigen Gesetzes notwendig, wenn man sich über die primitivste Stufe einer in Sippe und Kaste üblichen, gewohnheitsmäßigen Sittlichkeit erheben und damit wirklich der *Kultur* dienen will. Unter diesem Gesichtswinkel erkennt man auch die Grenzen des Beispiels und Vorbildes für die ethische Erziehung. Das Vorbild darf nur als Einzelfall eines allgemeinen Gesetzes erfaßt werden, nie darf man es kopieren. Freilich ist die sittliche Erkenntnis von anderer Art als die naturwissenschaftlich-mathematische, aber die Grundhaltung beider ist aufs innigste verwandt.

Wenn ich nun noch am Schluß die überragende Bedeutung von Mathematik

und Naturwissenschaften für die Technik erwähne, so meine ich nicht, daß die Technik *an sich* eine große Rolle für die Kultur spiele. Insofern wäre sie nur Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Aber die Technik nimmt mittelbar eine bedeutungsvolle Stellung in der gegenwärtigen Kultur ein: die Technik allein ist imstande, den fast zwei Milliarden lebender Menschen ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen, falls man sich das endlich einmal als Ziel setzen sollte. Die Technik ist hier nur Dienerin für kulturelle Zwecke, aber ihre Dienerrolle ist unentbehrlich. Man mache also nicht mehr der Technik den Vorwurf der Unkultur, sondern den unkultivierten Menschen, die die Technik mißbrauchen und sie hindern, ihr kulturelles Werk zu tun. Für mich ist — um einige Beispiele zu nennen — die Kultur des Altertums behaftet mit dem unauslöschlichen Makel der Sklavenwirtschaft, sie war nur eine Kultur der »oberen Zehntausend«; die Kultur des Mittelalters trägt den Stempel der geistigen Unfreiheit, des Aberglaubens, aus dem gerade die Naturwissenschaften den Weg in die Zukunft weisen und erzwingen; die Neuzeit ist verseucht mit Militarismus und Kapitalismus, nicht zum mindesten liegt die Schuld an der ganz abwegigen Einschätzung der Naturwissenschaften als Grundlage des Materialismus, wozu sie erst durch eine ganz kulturlose Philosophie geworden sind. All diese Erscheinungsformen mögen geschichtlich notwendig gewesen sein, die Bewertung darf darum keine andere werden. Die Kultur der Gegenwart kann nur im Beherrschen der Natur und in ihrer Dienstbarmachung für die wahrhaft notwendigen und wertvollen Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft als Gesamtheit bestehen; die Technik ist mithin eine Voraussetzung für die Existenz der Kultur der Gegenwart.

*Dr. Walter Ackermann, Mathematiker und Physiker auf Scharfenberg
seit Ostern 1928.*

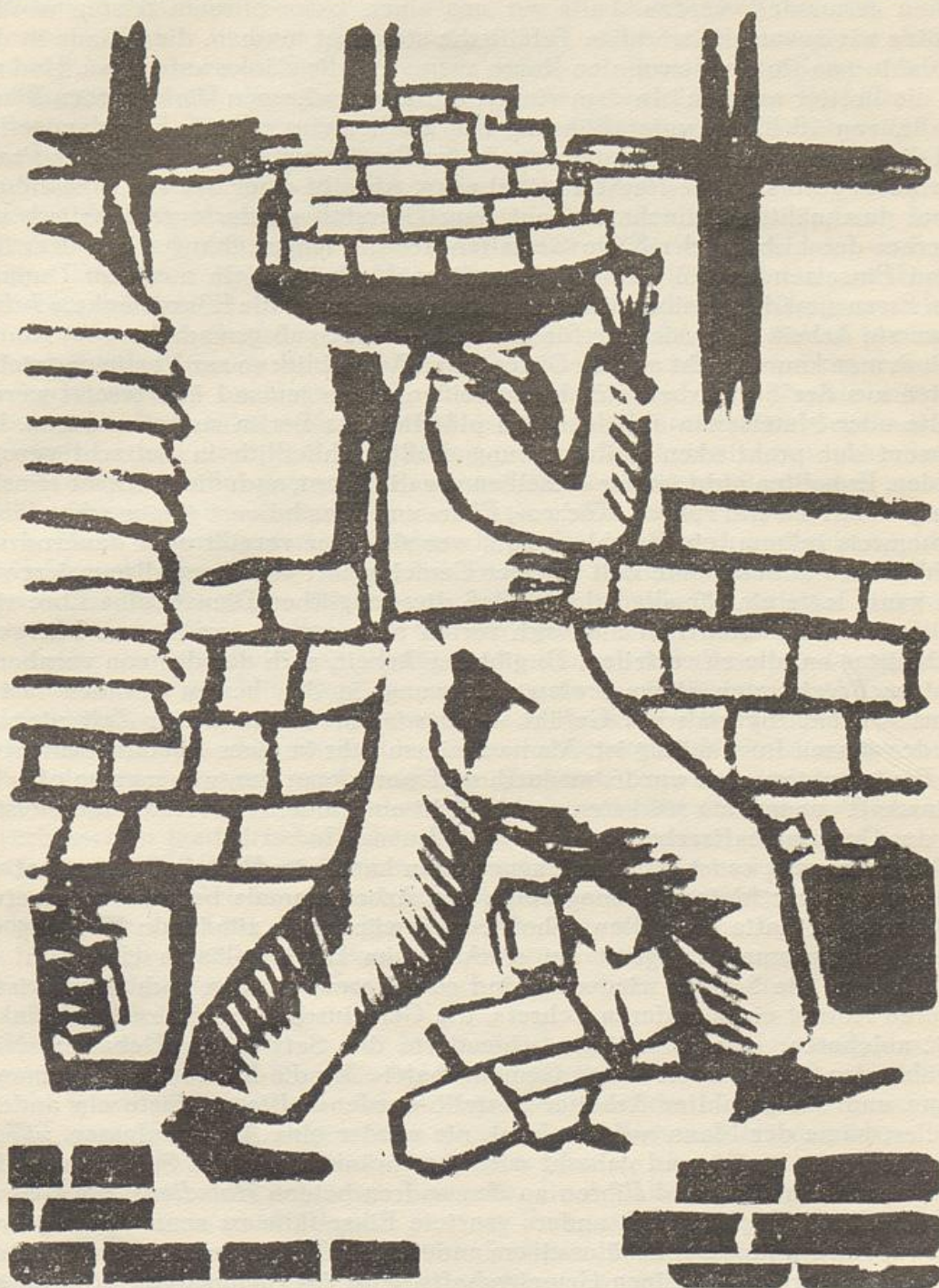
DIE GEMEINSCHAFTSARBEIT IN SCHARFENBERG

1. DIE GESCHICHTE DER ARBEIT.

NACH dem Gesetz, nach dem du angetreten...«
Ehe überhaupt eine Schule auf der Insel eröffnet werden konnte, mußten Schüler und Lehrer mit Hilfe auch von Angehörigen die äußeren Möglichkeiten dazu erst schaffen oder umgestalten; und so ist es geblieben bis in die Zeit der städtischen Neubauten. »Es widerspräche«, heißt es in dem Baugesuch vom Mai 1927, »dem Prinzip unserer Gründung, wenn die jetzt zur Debatte stehenden Bauten ohne Mitwirkung der Inselbewohner vollendet würden. Selbstverständlich sind wir uns bewußt, daß wir ganz abgesehen von der Vernachlässigung der Schularbeit der Erledigung so großer Aufgaben, wie sie jetzt laufen, nicht gewachsen sind. Wohl aber halten wir es für durchführbar, ja für notwendig, daß ein Teil der Arbeit von uns erledigt werden kann, und zwar würde er sich am praktischsten folgendermaßen zusammensetzen: a) Ausmalung verschiedener Räume, b) Uebertragung des Baus des Werkstättenhauses in eigene Regie.« Die Ablehnung des zweiten Punktes durch die städtische Bauverwaltung, anfangs sehr schmerzlich empfunden, ist für uns nur dadurch moralisch tragbar geworden, daß durch den gleichzeitig in Angriff genommenen Umbau der alten Häuser und ihre Auf-

frischung wie durch die Beteiligung an der Innenausstattung der neuen Schafsäle viele schöne Einzelaufgaben unseren »Innungen« zugefallen sind.

In den ersten Monaten nach der Gründung hatte sich alle Arbeit *von selbst* geregelt, unmittelbar aus den drängendsten Bedürfnissen heraus. Wenn wir erwarteten, daß uns die eine Hausmutter am anderen Tage wieder etwas zu essen



Erinnerung an den Neubau 1928.

Linolschnitt von Heinz Ru.

kochen sollte, mußte am Nachmittag Holz gesammelt, wenn wir die Eltern am Sonntag in einem sauberen Haus empfangen wollten, mußten die Treppen gescheuert werden — die natürlichsten Willensübungen, für manchen heilsam geworden im Sinne Fr. W. Försters. Wenn wir Ziegenmilch trinken mochten, mußte der Stall, die Raufe, der kleine Heuboden erst gezimmert, Laub als Streu in Säcken gesammelt werden. Falls wir uns einen Extra-Eßraum leisten wollten, mußten wir zuvor alte wacklige Tafeltische standfest machen, die Wände in dem bis dahin von Ratten bewohnten Raum ausmalen, die Bänke anfertigen. Und woher die Bretter nehmen? In dem viel zu dicht verwachsenen Park wurden Bäume gefällt, von 10 Mann unter Führung des Zeichenlehrers nach Spandau gefloßt und die in der Schneidemühle eingetauschten Bretter auf einem erbettelten Prahm heimwärts gestakt. »Die Nacht überfiel uns«, schreibt einer der von Schweiß und Nebel durchnäßten Teilnehmer, »auf dem Holzstoß glusterte gespenstisch eine Laterne; der Lichtkegel riß die Gestalten der die langen Stangen auf dem Seegrund Einsetzenden bei ihrem jedesmaligen Vorbeipendeln aus dem Dunkel.« Zum Essen zunächst zu übermüdet, streckten sie sich auf die Eßsaalbänke. »Arbeit, schwerste Arbeit. Aber sie war für uns und — hat Spaß gemacht!«

Doch man konnte nicht auf die Dauer jeden Augenblick so zur Verfügung stehen, mitten aus der Schularbeit sich herausreißen, wenn jemand übergesetzt werden wollte oder Materialien auf dem Rad plötzlich aus Berlin zu holen waren. Das Moment der praktischen Zeiteinteilung mußte schließlich in Betracht gezogen werden. Es sollten nicht immer dieselben vor die Front, auch die in dieser Hinsicht weniger Aktiven sich rühren. Küchen-, Fähr- und Waschkloster gingen schon länger wochenweis reihum; ein Beschluß, daß, wer sie öfter vergißt oder dauernd vernachlässigt, auf bestimmte Zeit von der Gemeinschaft von ihnen dispensiert werden kann, legte ein für allemal fest, daß diese täglichen Dienste eine Ehre sind. Die anderen Arbeiten ließ man sich fortan aufsammeln, um sie am Mittwoch-Nachmittag an alle zu verteilen. Es gibt der Arbeit, auch der des von vornherein weniger Begeisterten einen gewissen Schwung, in den besten Stunden fast so etwas wie ein rhythmisches Gefühl — zu wissen, daß in dieser Zeit niemand auf der ganzen Insel müßig ist. Als nach einem Jahr in einer Abendversammlung die Frage aufgeworfen wurde, wodurch und worin man das, was man so oft »Gemeinschaft« nenne, am stärksten verwirklicht empfinde, antworteten die meisten: »in der Gemeinschaftsarbeit.«

Diese Enquete, es ist nicht zu leugnen, man kann's im Protokoll lesen, hat den Verfasser dieser kleinen Monographie der Arbeit damals beinahe sogar etwas enttäuscht; er hatte im stillen gehofft, man würde die zündende Wirkung der freien gemeinsamen Tätigkeit am stärksten im frisch gelösten Unterricht gefühlt haben. Die Schüler wiederum sind es gewesen, die den noch schulmeisterlicheren Antrag eines anderen Lehrers, die Gemeinschaftsarbeit zu beschränken, glatt ablehnten; einer von ihnen schleuderte den Satz in die Debatte: »Nicht Gefühl oder Geist, Arbeit bringt Gemeinschaft!« Als die Küche über Holzmangel klagte und ein bezahlter Arbeiter bestellt werden sollte, erklärte ein anderer Schüler, käme der Mann auf die Insel, nie wieder eine Axt anzufassen. »Wenn so nicht genug gesägt und gehackt wird, beschränken wir das Spielen von drei auf einen Nachmittag und führen an den andren beiden *Holzdiens*t ein.« Gewiß hat die Chronik später auch anders geartete Einzelfälle zu verzeichnen gehabt, so etwa, daß ein jüngerer Schüler einem anderen ein Taschenmesser zum Geschenk anbot, wenn er für ihn einen Gemeinschaftsdienst übernehme, gewiß haben sich noch ab und zu egozentrische Gegenstöße gemeldet, aber der Einfluß dieser

Triarier aus den Gründungszeiten ist für die ganze weitere Entwicklung bestimmend geblieben. Das hat im dritten Jahr des Bestehens ein Hamburger Gast schon nach flüchtigem Besuch herausgeföhlt, wenn er in seiner wohlthuend freimütigen Kritik äußerte, man ginge hier mit der gleichen Feierlichkeit zum Heuen wie zum Homerunterricht.

Die Feierlichkeit ist geringer geworden, die Gleichwertigkeit hat sich stabilisiert wie ein rocher de bronze. Manchem hat es seine Natur versagt, in dieser Beziehung Gutes zu machen; wer aber zu dieser Art Arbeit — die Güte des Arbeitsergebnisses steht durchaus in zweiter Linie — kein inneres Verhältnis zu gewinnen vermag, ist hier nicht ganz an seinem Platze, kommt auch selbst zu keiner rechten Befriedigung; mag er vielleicht auf intellektuellem Gebiete Hervorragendes leisten, ohne dies — wird er die volle bürgerliche Schätzung nicht erreichen, nicht einmal für seine geistige Entwicklung das mitnehmen, was sonst ein sechsjähriger Aufenthalt auf der Insel in ihm hätte entfalten oder doch an geistiger Triebkraft in ihm anlegen und aufspeichern können. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Schüler, deren Charakter oder deren Lebensplan eine ganz andere Richtung nimmt, als sie der hiesigen Gewöhnung entspricht, doch immer in einem gewissen Konnex mit der Insel bleiben, Verständnis für alles behalten, was auf ihr vorgeht, was sie im Grund will, wenn sie in diesem *einen* Punkte mit ihr sich haben konform fühlen können. Und das hat ja auch seine tiefe Begründung. Die Arbeit ist keine aufgepfropfte pädagogische Idee, keine methodische Spielerei; als der Schule das ganze Inselland und die Stallungen zugesprochen waren, ihr Farmcharakter also stärker sich auswirken mußte, entsprang die Arbeit zum zweiten Male organisch dem sachlichen Bedürfnis. Personal anzunehmen, war kein Geld vorhanden. Wenn wir als Schule weiter bestehen wollten, mußten wir wieder selbst Hand anlegen. So trat neben die Gemeinschaftsarbeit am Mittwoch *der landwirtschaftliche Hilfsdienst*, zu dem jeder noch für einen Nachmittag seine Kräfte dem Landwirt zur Verfügung stellte, so daß diesem jedesmal acht jugendliche Helfer zur Seite standen. Damit konnte das Größte geschafft werden, den jahrelang vernachlässigten Acker und die verquekten Wiesen für eine bessere Kultur vorzubereiten. Als die Schüler diese festliegenden Nachmittagslisten als zu starr in unseren sonst so beweglichen Zuständen zu empfinden begannen, begegnete sich dieses Gefühl mit den allmählich variabler werdenden Wünschen des verbesserten landwirtschaftlichen Betriebes. Dieser sollte von jetzt ab jeden Mittag so viel Hilfskräfte anfordern, wie er brauchte, bald mehr, bald weniger, bald gar keine; die Art der zu leistenden Arbeit ward bezeichnet; dann meldeten sich die, die gerade Lust dazu oder an diesem Tage am besten Zeit hatten. War nicht dieser neu beschlossene *Bereitschaftsdienst* außerdem dazu angetan, jene rechnende Gesinnung hintanzuhalten, nach der man nur dann etwas tut, wenn's der andere auch tut?

Aber die Arbeit muß in der Tat in Scharfenberg etwas sehr Lebendiges sein; sie sucht sich immer neue Formen. Bei den mittäglichen Ankündigungen tauchten die nicht spezifisch ländlichen und gärtnerischen Wünsche häufiger auf; da war ein Stall zu weißen, ein Wagenschild zu malen; Harken und Hürden waren zu reparieren; wer bei Schlosserarbeit am Kahn oder an der Häckselmaschine zu helfen sich zutraute, ward angefragt. Taten die, die sich öfter zu der gleichen Tätigkeit gemeldet hatten, nicht gut, sich zu einer Fachgruppe zusammenzuschließen? Könnte man nicht den ganzen Bereitschaftsdienst neben der allgemeinen Gemeinschaftsarbeit am Mittwoch in *Gruppendienst* von Malern, Tischlern, Schlossern, Gärtnern, Landwirten auflösen? Im Winter 1925 vertiefte man sich mit

der gleichen Gründlichkeit, mit der man 1923 über das Dasein Gottes oder die »Menschheitsdämmerung« gestritten hatte, in dies neue Arbeitsproblem. Es gab Freiheitsapostel, die aller Verfälschung entgegentraten, Hedonisten, die bald dieses, bald jenes zu ihrer delectatio sich auszusuchen Spielraum behalten wollten; es gab Idealisten der Arbeit, die in dieser Wendung den krassen Utilitarismus heraufziehen sahen, daß man den Bereitschaftsdienst dazu erniedrigen wolle, sich persönlich in einem Handwerk auszubilden; es gab Asketen der Arbeit, die Kant gelesen haben mochten, sie stellten den Satz auf, nur das sei echter Bereitschaftsdienst, in dem man das tue, was einem am wenigsten Spaß mache; Dienst an der Gemeinschaft bedeute Opfer. Demgegenüber standen die Realisten, die aus der Wechselarbeit nur blutigen Dilettantismus herauspringen sahen, die Systematiker, die in den Fachgruppen die genaue Parallele zu den wissenschaftlichen Neigungskursen begrüßten, die gesunden fröhlichen Optimisten, die meinten, ob nicht der der Gemeinschaft schließlich am schönsten diene, der zum Besten aller brauchbare und stilgerechte Qualitätsarbeit liefere. Die letzte Dreiheit siegte. Das Anwachsen der Schülerzahl ermöglichte es, daß die Handwerksgruppen aus den Dienerinnen der Landwirtschaft sich zu selbständigen Innungen in eigenen Werkstätten entwickelten. Die Asketen aber, gehorsam gegen den Majoritätsbeschluß, doch auch ihrem Bereitschaftsdienstideal getreu, gründeten die noch heute blühende Gruppe »All-Zeit bereit.«

Dieser ganze Arbeitskomplex vom Waschklo angefangen bis hin zum Werkstättenerzeugnis ist zunächst *wirtschaftlich* wertvoll; wir sparen dadurch Hausmädchen, Knechte, die Unkosten für stundenweit herkommende Handwerker — von der entscheidenden Beihilfe der landwirtschaftlichen Eigenproduktion hier zu geschweigen. Sehr viele unserer Schüler könnten bei den geringen finanziellen Mitteln ihrer Eltern hier nicht aufwachsen, wenn wir nicht alle uns dieser »Arbeit« widmeten; oder sie müßten um Freistellen bitten. Hier brauchen und sollen sie sich nicht irgendwie abhängig oder als Almosenempfänger fühlen; was sie nicht bezahlen, schaffen sie sich und anderen durch ihrer Hände Arbeit. Hier geht das Wirtschaftliche ins *Ethische* über; die wirtschaftliche Notwendigkeit ist der Ursprung unserer Gemeinschaftsarbeit gewesen; jetzt sehen wir nachträglich auch die mitgeborene rein menschliche Wirkung. Zumal seit die aus Volksschulkreisen stammenden Schüler überwiegen, beginnt diese Seite fast zum wichtigeren Faktor zu werden. Es geht nicht an, die Jungen aus ihrem Milieu herauszunehmen, sie, wie es in manchen staatlichen Internaten geschieht, in den empfänglichsten Jugendjahren *den Dingen fern* nur der Wissenschaft und dem Sport leben zu lassen, als ob das so sein müßte oder überhaupt das Erstrebenswerte wäre. Schlimm für ihre Charakterentwicklung, wenn sie die Handarbeit, die ihre Eltern ernährt hat, wegen ihrer bißchen geistigen Begabung verachten, auf ihre einstigen Schulkameraden, die jetzt schon im Handwerk oder in der Fabrik stehen, herabschauen lernen, wenn sie dann nach den Moden und Bräuchen der sogenannten höheren Schichten schießen, nur sich möglichst schnell und vorteilhaft »den Errungenschaften der modernen Zivilisation« einzuordnen streben. Eine Aufbauschule darf nicht auf bloß intellektuelle Hochzüchtung ausgehen; sie muß etwas anderes werden als eine vierte »höhere Schule«. Ihre Jünger müssen den Stolz, aber auch die Kraft aufbringen, ihre eigene neue Kultur zu schaffen, so geschlossen, so stark, so unabhängig und doch objektiv, wie das in seinen besten Zeiten das alte Gymnasium auf seine Weise versucht hat, *nur wieder ganz, ganz anders fundiert und gerichtet* als dieses! Und dazu darf sie zunächst einmal den Zusammenhang mit dem Mutterboden der Arbeit nicht verlieren; mit ihr muß sie als Voraus-

setzung für alles »Kommende«, noch nicht Entwickelte körperlich handgemein bleiben und von ihr aus — in ihrem wirklich kulturellen ewig menschheitlichen Verstande, nicht in der entseelenden augenblicklichen Form — auch ihre geistige Ausbildung in Themenwahl und Arbeitsweise bestimmen lassen. — Die bisher letzte Etappe in dem Vorstadium zu dieser »Arbeit« hin, in dem man sich in Scharfenberg ja noch befindet, ist die Arbeitswoche.

*(Thema und Materialsammlung stammen von Bruno G.,
die Ausführung vom Redaktor W. Bl.)*

2. UNSERE ARBEITSWOCHE.

DIE laufenden kleinen und größeren Arbeiten werden, soweit es möglich ist, regelmäßig am Mittwoch Nachmittag in der Gemeinschaftsarbeit erledigt. Häuft sich aber in den einzelnen Gruppen zu viel Arbeit auf, wie es bei der Landwirtschaft, die ja besonders stark an Zeit und Wetter gebunden ist, am häufigsten geschieht, so wird nach vorheriger Besprechung des Gruppenführers mit den Lehrern und dem Ausschuß eine Arbeitswoche eingelegt, d. h. der Unterricht tritt zugunsten der körperlichen Arbeit zurück. Solch eine Arbeitswoche kehrt in vier- bis sechswöchentlichem Turnus wieder. Zuerst unterscheidet sich der Tag in einer solchen Woche von den andern nicht im mindesten. Wir stehen um 6 Uhr auf, machen unsern Dauerlauf, gehen in den Unterricht. Nach dem Frühstück jedoch verteilen wir uns nicht wieder zum zweiten Stundenpaar auf die einzelnen Plätze und Räume, sondern versammeln uns auf dem Wirtschaftshofe. Ein Ausschußmitglied hat nach Fühlungnahme mit den Gruppenführern, die sich ab und zu auch am Abend vorher zu einer Interessentensitzung treffen, und unter Berücksichtigung der Einzelwünsche, die bei ihm abgegeben sind, in aller Morgenfrühe die Arbeit für den heutigen Tag angesetzt. Nachdem er seine Liste von einer Außentreppe herab »dem versammelten Volke« bekanntgegeben hat, sagen die Gruppenführer jetzt in ihrem kleineren Kreise dem einzelnen, ob er zunächst Tomaten pflücken oder Kohl schüffeln, ob er eine Stalltür reparieren, die Sprungständer vollenden oder Axtstiele anfertigen, ob er Häcksel schneiden oder bei der Dreschmaschine helfen, ob er im neuen Physiksaal eine Decke weißer, die Fenster lackieren oder den Kahnrost karbolinieren soll. Geht man eine halbe Stunde später über die Insel, so sieht man, wie hier Schlosser die Fährklappe mit Eisenbändern versehen, ihr Gruppenführer an der Drehbank Stäbe für einen physikalischen Apparat abschleift, die Landwirte Rüben einmieten, wie dort der neugesäte Rasen festgewalzt, die Hecke verputzt und etwas weiter am roh gezimmerten Holzrahmen eine Schilfmatte geflochten wird. Man hört das Hallo von »Allzeit bereit«, die mit Pferd und Wagen die Müllkästen abfahren; vom Hofe her kreischt in regelmäßigen Zwischenräumen die Kreissäge. Und so wird, die eineinhalbstündige Mittagspause abgerechnet, bis zum Baden, kurz vor dem Abendessen weitergearbeitet. Doch es wird nicht Tag für Tag im Gleißmaß dasselbe getan; kann man sich doch auch dazu melden, in Berlin Bibliotheksbücher, Farben oder Spielgeräte abzuholen, wie mathematische Modelle anzufertigen, Noten für unser kleines Orchester abzuschreiben oder Kulissen zu malen. Dabei behält sie aber doch ihren Charakter als Arbeitswoche. »Sie bedeutet eben«, wie ein nachdenkender Kamerad in einem Aufsatz geschrieben hat, »eine Umwälzung im Menschen; er stellt sich von der geistigen auf die körperliche Arbeit ein, und diese ist es, die man nach längerer, mehrwöchentlicher Unterrichtsperiode als

angenehm empfindet, und die Freude und Energie verdoppelt aufleben läßt.« Man hält darauf, daß in Wochen, in denen uns die Arbeit nicht allzusehr über den Kopf wächst, einige entspannende Abwechslungen eingelegt werden. So fährt z. B. eine Gruppe nach Berlin ins Theater, um sich nach Behandlung des schlesischen Volkstums Hauptmanns Weber anzusehen, oder eine andere, die Fische gezeichnet hat, geht ins Aquarium, oder eine dritte sieht sich nach Besprechung des Getreides die Wittlersche Brotfabrik an. Die Oberstüfler können in der Regel, soweit sie nicht unbedingt zu notwendigen Arbeiten gebraucht werden und sie sich eine größere wissenschaftliche Aufgabe gestellt haben, an zwei, manchmal drei vollen Studentagen sich ungestört in ihr Gebiet vertiefen. An trüben Regentagen haben auch die Zwischenstüfler einmal Freizeit. Es gibt ein hübsches Bild, wenn sie, von selbst sich zusammenfindend, gruppenweise Bücher lesen, Mappen und Alben kleben, buchbindern oder basteln, oder es sitzt einer allein in der Ecke und schreibt einen Brief, wozu er bis jetzt noch nicht gekommen ist. Oft wird an solchen Arbeitstagen zu Spielabenden im großen Saal aufgefördert, oder es lädt einer der Schüler zwischendurch zu einem Vortrag ein, wie neulich ein Mitglied der Tischlergruppe, das über seine Ferientätigkeit in den Tischlerwerkstätten von Gildenhall bei Neu-Ruppin berichtete. Am stärksten wird es begrüßt, wenn eine Arbeitswoche am Sonntag feierlich ausklingt, sei es, daß man sich wohligh zu einer Kaffeetafel zusammensetzt und Lieder singt, sei es, daß ehemalige Schüler uns ein Bachkonzert vorspielen, oder, wie vor längerer Zeit aus Wilhelm Meister der Ueberfall auf die Theatertruppe vorgelesen wird und danach die Mozartphantasie in C-moll erklingt.

Unter Benutzung von Versuchen von Walter Gr. und Hans S. geschildert von Erich M., Zwischenstufe.

3. EINZELBERICHTE AUS DER GRUPPENARBEIT.

Was unsere Tischlergruppe zu tun hat.

Als wir im Herbst 1926 vom Sunderhof bei Hamburg kamen und uns in der Scheune einen Schlafraum herrichten mußten, hatten wir keinen Platz für unsere Wäsche. So wurden Truhen gebaut, genau so, wie wir sie uns im Sunderhof hergestellt hatten, nur mit dem Unterschied, daß statt bunter Vorhänge Schiebetüren angebracht wurden. Sechs große und zwei kleine Truhen lieferten wir damals. Jetzt aber im Zeitalter unserer Neubauten mußten 20 Truhen auf einmal für die beiden Schlafsäle gebaut werden. Trotz fiebriger Arbeit daran fürchteten wir, bis zum Einzug der neuen Schüler nicht fertig zu werden; deshalb beschafften wir uns eine Bandsäge und nahmen zu ihrem Antrieb den Motor aus der nebenanliegenden Schlosserwerkstatt zu uns herüber. Als die Möbel fein lackiert in dem Neubau standen, waren wir stolz, wenn wir die »Grünen« vor dem Schlafengehen gemütlich darauf sitzen sahen. Da aber die Wandschränke für ihre Anzüge, Koffer und die schmutzige Wäsche bis unter die Decke reichen, war unsere nächste Aufgabe, für die kleinen Kerls Stehleitern zu bauen. Auch die Malerinnung, die in dieser Zeit ebensoviel zu tun hatte wie wir, brauchte zum leichteren Gerüstbau Bänke und für ihre Farben Kästen. Nachdem wir für die ebenfalls jetzt neu entstandene Küchenfarm das Dach gezimmert hatten, ging es an Türen, Fenster und an die Klappen, durch welche die Jungtiere ins Freie gelangen. Die Küchen würden sich auch nicht so wohl fühlen, wenn wir ihnen nicht um den Kachelofen herum eine Schirmglucke gebaut hätten. Auch die Schule stellte Anforderungen an unsere Gruppe. So halfen wir einem unserer Tischler, der zum Tintenwart gewählt war, beim Anfertigen neuer Tintenfässer, machten den Tafelständer am Kaffernkral, wie bei uns ein schilfgedekelter Unterrichtsplatz genannt wird, schleunigst heil und zimmerten einen ganz neuen für einen anderen Schulplatz. Für die Gärtner

bauten wir zu zwei alten Wagenachsen ein Gestell aus Hartholz. Die Bewohner einer der renovierten Buden im Bollehaus hatten ausdrücklich auf gekaufte Wertheimmöbel verzichtet; ein achteckiger Tisch ist schon an sie abgeliefert, die dazugehörige Eckbank wird in der nächsten Arbeitswoche vollendet. An uns selbst können wir am wenigsten denken; immerhin haben wir unsere Werkstatt einrichtung durch drei Böcke zum Leimen großer Platten und durch Gestelle und eine Rollvorrichtung für das Durchschieben der Hölzer durch die Bandsäge ergänzt, und zum Aufstapeln der geschnittenen Bretter ist von uns im benachbarten Lagerraum ein Regal errichtet — alles nach Angaben unseres Gruppenführers, der Schüler der Oberstufe ist.

Werner K., Tischler, Schüler der Zwischenstufe, 1928.



Aus der Arbeit der Gärtnergruppe.

Linolschnitt von Bruno G.

Die Neubaukolonne.

An der Stelle, wo der Neubau uns in seinen bunten Farben entgegenleuchtet, war vor seinem Entstehen eine Wildnis. Baumriesen mußten gefällt, Stubben ausgegraben, Büsche entfernt werden, bis eine Lichtung entstand; dann kamen Arbeiter von auswärts, legten das Fundament und mauerten. — In den letzten Monaten galt es die Umgebung des so schönen Gebäudes zu säubern. Hatten doch die Bauarbeiter auf der Vorderseite Ueberreste von Steinen, Brettern, Latten, Fässern und Schutt zurückgelassen; auf der anderen Seite stürte eine langgestreckte tiefe Grube, die erst als Wasserabfluß für den Neubau dienen sollte. Aber in einer Arbeitswoche wandelten wir die Erdsenkung durch Anhöhen und Belegen der Abhänge mit Rasennarbe in einen amphitheatrisch ansteigenden Hörplatz um; im nächsten Frühling werden wir in dieser früheren Moddergrube fein unterrichten können. Damit die 52 Bewohner des Neubaus auch bei Regenwetter trockene Zuangswege haben, wurde von der Kolonne mit

unserem Fuchs Schlacke gefahren, verteilt und mit Stampfern festgestampft und geglättet. An den Hauswänden entlang legten wir Beete an, auf die wir gerade jetzt immergrüne Sträucher setzen; im nächsten Sommer sollen hier viele bunte Blumen blühen.

Ich freue mich als gewählter »Wart um das Haus«, daß mir der Ausschuß die Arbeitskolonne nun schon eine ganze Zeitlang anvertraut hat; so soll die Gegend um den Neubau eine der schönsten auf Scharfenberg werden.

Maxe W., Hauswart, Schüler der Zwischenstufe.

DIE SELBSTVERWALTUNG AUF DER INSEL

1. DIE ABENDAUSSPRACHE.

AN der Saaltür liest man heute einen Zettel, vom »Ausschuß« unterzeichnet; am Abend nach dem Essen ist Abendaussprache. Man will schon jetzt die beim Baden so vieler Jungen im freien See notwendigen Vorsichtsmaßregeln besprechen; der Spielwart regt an, eine Gruppenumordnung mit anderem Uebungswechsel in der vor dem Mittagessen üblichen halbstündigen Sportpause vorzunehmen; es ist ein Antrag der Lehrer auf Reform des Studententages eingegangen, ein anderer, vom »Mahlzeitenchef« unterzeichnet, möchte zwei Küchenhelferinnen, die schon längere Zeit bei uns sind und sich an allen Unternehmungen freudig beteiligt haben, das Stimmrecht anzuerkennen. Ein Punkt lautet: Wiedergutmachung! In der Mitte der Tagesordnung aber steht die Frage: Was gefällt uns nicht an unseren Lehrern? Was den Lehrern nicht an ihren Schülern? — Der Saal wird überfüllt; ist die Abendaussprache doch die einzige Veranstaltung, zu der alle Inselbewohner erscheinen müssen. — Einige starke Schwimmer werden von ihr zu »Wapoleuten« ernannt, über deren Reihe niemand hinausschwimmen darf. Die Oberstüfler überlegen, ob man nicht immer gleich zwei oder drei Studententage hintereinander ansetzen solle, damit man sich nicht so oft aus der »Halbjahrsarbeit« herausreißen müsse; einer bezweifelt, daß dies überhaupt die richtige Ausfüllung des ganz besonders deliziösen Lieblingsaufgaben vorbehaltenen Studententages sei. Der sehr anständig und produktiv gedachte, aber etwas verwickelte Vorschlag unseres Hauptpraktikers, durch Mutwillen oder Fahrlässigkeit verdorbenes Gemeinschaftsgut nicht mit dem Geld der Eltern, sondern durch Werte zu ersetzen, die aus dem Verkauf von Handfertigkeitserzeugnissen erworben seien, soll nach Darlegung der verschiedensten Ansichten bis zur nächsten Abendaussprache weiter überlegt, vielleicht auch erst die Elternversammlung um ihre Ansicht befragt werden. Ein Mitglied des antiken Kurses macht seinem Lehrer den Vorwurf, daß er ihre Fächer dem Kulturunterricht gegenüber nicht stark genug durchsetze. Einem Deutschkursler mißfallen die »ironischen Seitenhiebe« des Leiters, in voller Oeffentlichkeit ausgeteilt, je eleganter, um so verletzender; mehrere haben den Eindruck, daß der junge Musiklehrer sich zu sehr unter vier Augen mit einzelnen beschäftigte, anstatt mit allen Scharfenbergern; umgekehrt warnt der Leiter die Schüler vor einem allzu rustikalen Benehmen, dem gewollten Absehen von der Konvention, »einer üblen Angewohnheit der Deutschen« laut der am Morgen im Kulturunterricht gelesenen Rüge Friedrich Nietzsches; der Zeichenlehrer bittet um mehr Takt bei Vertraulichkeitsbeweisen der Schüler gegen die Lehrer. Außerhalb der Tagesordnung nimmt die Mehrheit das Verteilen von

Schmalzstullen am Mittwoch während der Gemeinschaftsarbeit an und lehnt es ab, an einem Nachmittag auf Wunsch des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht für dessen Gäste Extrahospitierstunden abzuhalten. Der »Direktor« des Marionettentheaters bittet, den großen Saal für einige Tage schließen, die Zeitungen solange anderswo auslegen zu dürfen, um dort die eben fertiggestellte Bühne aufzuschlagen. Am Schluß bringt man wie am Anfang ein Mozarttrio zu Gehör; zwischendurch ist Obst herumgereicht worden von Tisch zu Tisch, an denen man verteilt sitzt, wie beim Essen, ganz familiär; sind doch diese Abendausprachen nicht so sehr als Parlamentsversammlungen, sondern aus verlängerten Tischunterhaltungen entstanden.

Freilich ihr Einfluß reicht trotzdem weit; nach Beschluß der 56. muß jeder Fremde 10 Pfennig in die Fährrkasse entrichten, aus der Handwerkszeug und Apothekerwaren gekauft werden; ein anderer verwehrt Besuchern und Einheimischen im Interesse des Pflanzenschutzes auf der Insel das Mitnehmen von Blumen und Zweigen. Sie hat allein die Befugnis des Ge- und Verbietens auf der Insel: sie kann dem ihrer Mitglieder, das sich — etwa durch allzu gröbliches Abweichen von ungeschriebenen Gesetzen — außerhalb der Gemeinschaft gestellt hat, ihre Mißbilligung aussprechen, die einzige auf Scharfenberg mögliche Strafe. Sie kann auch den von ihr gewählten Beamten ihr Vertrauen entziehen; wenn am anderen Morgen schon statt des Kameraden, den man bislang an exponierter Stelle zu sehen gewohnt war, plötzlich der Neugewählte steht, ist manchem die Unerbittlichkeit des Majoritätsbeschlusses in einer Demokratie anschaulich geworden; man wird sich der Verantwortung jeder Stimmabgabe — auch für später — bewußt.

2. VERFASSUNGSTAG 1928.

DER gemeinsame Dauerlauf eröffnete wie alle Tage um 6¹/₄ Uhr auch den 11. August. Um 7 Uhr läutet es sogar zum Unterricht! Der Neuphilologe setzte sich mit den Oberstüflern zusammen, und man zog unter Zuhilfenahme der Zeitungen Vergleiche zwischen der deutschen Verfassung und der englischen und französischen. Der Altphilologe besprach mit seinen Lateinern das klassische römische Beamtentum und die Organisation der deutschen Reichsbehörden. Der Historiker führte seine Zwischenstüfler zuerst auf das Schwarzburger Schloß, wo Friedrich Ebert vor neun Jahren die in Weimar beschlossene Verfassung unterzeichnete, und dann unter die Linde auf dem Hersfelder Schloßhof, wo genau tausend Jahre vorher ein sterbender König die Reichsinsignien dem Bruder übergab, sie in eiligem Ritt quer durch Deutschland dem tüchtigsten seiner Gegner zu überbringen. »Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen, — der sich selbst bezwingt!« Man suchte in mittelalterlichen Quellen weiter nach Wahlberichten und Reichstagsbeschreibungen und nahm sich vor, in den kommenden Wochen mehr darin zu lesen und aus den Funden eine kleine Verfassungsgeschichte dieser tausend Jahre zusammensetzen, jeder seine eigene. Vom anderen Schulplatz hatte man schon öfter erregtes Sprechen herübertönen hören; jetzt klatschte man dort sogar Beifall. Unsere Jüngsten hielten da eine Reichstagssitzung ab; der Außenminister hatte eine Rede geschwungen, man hatte über den Beitritt zum Völkerbund debattiert; der Präsident hatte Ordnungsrufe ausgeteilt; man hatte den »Hammelsprung« agiert; Ministerien waren ab- und aufgetreten. Beim Frühstück noch wollten sich die Wogen der parlamentarischen Erregung nicht legen. Darum

versammelten wir uns um unser Festkleinod, den einst von Ibach gestifteten Flügel und hörten die Es-dur Fuge aus dem wohltemperierten Klavier; Oboe, Violine und Flügel feierten wetteifernd den Tag im Bachschen C-moll Konzert. Nach diesem stimmenden Akkord konnte man sich unter die grünen Bäume an die blauen Tische setzen, um »mit Kraft und Würde«, wie es Frau Regula Amrain vom Staatsbürger fordert, das *Wahlrecht* auszuüben. Eine Abendaussprache bei hellem Sonnenschein! Mehr als 30 Ämter waren zu besetzen — der »Läutenant«, der Hauswart, der die Besen, Schrubber, Scheuertücher unter sich hat und das Möbelinventar führt, die Saaldienste, die schon eine halbe Stunde früher aufstehen müssen, um die Gemeinschaftsräume zu säubern und im Winter zu heizen; der Musikwart tuts gleich mit im Flügelsaal; der Bibliothekar, der Entenwart; der Apotheker wird einstimmig gewählt, er war der einzige noch von denen, die vor zwei Jahren am Arbeitersamariterkurs in Tegel teilgenommen hatten. Aber auch Stichwahlen wurden nötig; während die Stimmen ausgezählt wurden, las jemand eine von den Quellenstellen vor, die man vorher im Verfassungsunterricht aufgestöbert hatte. Die berühmte Schilderung von dem Großmutsstreit der Konrade auf der Wahlebene bei Kamba wars, anno 1024. Und wie hatte der redselige Mönch sie eingeleitet? »Vergeblich erwartest du von einem anderen Beistand; in schwierigen Dingen führen immer stilles Ueberlegen und schnelles Wagen am besten zu einem guten Ausgang. Es unterlag keinem Zweifel, daß es nicht einer unwichtigen Angelegenheit galt, sondern einer solchen, die, wenn sie nicht mit dem ganzen warmen Herzen und mit dem höchsten Eifer ergriffen wurde, dem Reiche unermesslichen Schaden bringen mußte. So wandten alle Wähler ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf, daß der Staat nicht länger ohne Herrscher sei.« Lauter Jubel erhob sich plötzlich. Die Spannung war gelöst. Ein Schüler der Zwischenstufe hatte über zwei Drittel aller Stimmen bei der Ausschlußwahl auf sich vereinigt, jeder der beiden Ostern zu uns gekommenen Lehrer eine hohe Zahl erreicht, nur die Spaltung hatte hier das positive Ergebnis verhindert; nachdem einer von ihnen verzichtet hatte, fiel dem anderen im zweiten Wahlgang die Vertrauensmajorität zu. Wir hatten also nach dreivierteljähriger Zwischenpause wieder *einen Ausschluß!* Die älteren Scharfenberger — auch ehemalige waren zugegen, — sahen sich bedeutungsvoll an. War nicht der Ausschluß immer ein Barometer für das Höhenniveau des Ganzen gewesen? Ein bitterböser Winter lag hinter uns. Nicht daß das Fehlen des Ausschusses daran schuld gewesen wäre; aber daß er nicht zustande gekommen war, hatte angezeigt, daß etwas nicht stimmte, daß ein latenter Widerspruch vorhanden sein mußte zwischen der mitgeborenen Richtung und der augenblicklichen Zusammensetzung, daß keiner der Lehrer von Natur oder Wollen gerade die Eigenschaften hatte, die sein Wirken in diesem Kreise zu einer Notwendigkeit, zu einer beiderseitigen Freude gemacht hätte, daß die Oberstüfler zu schwach oder zu abseitig und die älteren Zwischenstüfler noch zu unbeschrieben gewesen waren. Andererseits hatte dies Interregnum den immanenten Willen der Gemeinschaft, auf der ursprünglichen Bahn fortzuschreiten, offenbart. Man hatte nicht Repräsentanten herausstellen mögen, die im Format zu den früheren Ausschlußmitgliedern nicht gepaßt hätten. Es gab keinen glänzenderen Sieg der Idee! Sie war in den beiden Wahlversammlungen, aus denen kein Ausschluß hatte hervorgehen können, bewußt oder unbewußt respektiert worden. Daß jetzt wieder, wenn auch zunächst nur ein zweigliedriger Ausschluß vor uns stand, schien das nicht die Aufstiegskraft der im Sommer hervorgetretenen verheißungsvollen Ansätze zu bestätigen? *Einen schöneren 11. August konnte es für die Inselbewohner nicht geben.*

3. DER AUSSCHUSS.

DER neugewählte Ausschuß Dr. W. Moslé und Emil Schipkus haben in der letzten (86.) Abendaussprache die Gemeinschaft gefragt, was sie vom Ausschuß erwarte und danach selbst zu entwickeln versucht, wie sie ihre Wirksamkeit ansähen. Die Quintessenz der Besprechung ist von ihnen folgendermaßen zusammengefaßt worden:

Wo wirkliche Freiheit herrscht, entwickelt sich auch bald ein gesteigertes Verantwortungsbewußtsein, das sich nicht bloß auf das eigene Verhalten, sondern auch auf die Stellung zu der Gemeinschaft und ihren Gliedern erstreckt. Meist wird wohl das Gefühl dem einzelnen sagen, wie er im Sinne der Gemeinschaft richtig handelt, aber es können sich aus dem Zusammenstoß zweier Pflichten doch leicht Schwierigkeiten ergeben. In vielen Landerziehungsheimen besteht daher das sog. »Familiensystem«, das heißt, es bilden sich um einen Lehrer kleinere Gruppen von Schülern, deren Freund und Berater er ist. Das ist auf Scharfenberg nicht der Fall, da sich viel engere Bindungen durch die praktische Arbeit in den verschiedenen Innungen ergeben. Aber das Bedürfnis nach Vertrauensleuten, die zugleich eine gewisse Einheitlichkeit in der Auffassung von der Gemeinschaft verbürgen, ist doch rege. Man hat daher zu dem Mittel gegriffen, halbjährlich einen Ausschuß zu wählen, der sich der Tradition nach aus einem Lehrer und drei Schülern zusammensetzen soll.

Irgendwelche Machtbefugnis hat der Ausschuß nicht. Die Abendaussprache entscheidet in allen grundsätzlichen Fragen. Aber eine der Pflichten des Ausschusses ist es, die Tagesordnung der Abendaussprache vorzubereiten und darauf hinzuwirken, daß nicht allzu Unwesentliches der Gesamtheit vorgelegt wird. Die Leitung der Abendaussprache hat der Ausschuß in Händen, ihre Tagesordnung jedoch wird durch die eingelaufenen Anträge ohne jegliche Vorzensur bestimmt. Nach dem Protokoll der 5. Abendaussprache vom 14. Juni 1922, die auf Antrag des Leiters die Einsetzung des Ausschusses beschloß, sollte durch ihn die Selbstverwaltung noch folgerichtiger durchgeführt werden; ferner könne er »unmerklich Reibungen verhindern, durch gütlichen Zuspruch Unstimmigkeiten beseitigen, für den Aufbau einer anständigen Tradition Sorge tragen; seine Mitglieder sollten sich nicht als Aufsichtführende fühlen, sondern als Berater, als doppelt und dreifach Verantwortliche. Deshalb sei es auch verkehrt, etwa ihren Amtskreis genau zu umzirken; sie werden bald hier, bald dort aus dem Einzelfall heraus einzugreifen haben, mehr noch verhütend, vorbeugend, als verbietend, korrigierend.« Es hat sich ergeben, daß der neugewählte Ausschuß an dieser Auffassung festhält, sich nur entsprechend der gewachsenen Zahl den Rahmen weitersteckt und es für nötig hält, neben der persönlichen Einwirkung von Anlaß zu Anlaß auch durch öffentliche Besprechung wesentlicher Probleme auf die Bildung oder das Bewußter-Werden einer Tradition hinzuwirken. Er werde sich selbst vielfach zurückhalten, um zur Selbstregelung mancher Schwierigkeiten aus eigener Verantwortung heraus Raum zu lassen.

4. DAS STIMMRECHT.

IN der nächsten Abendaussprache will der Ausschuß zur Schärfung des Gewissens aller die Frage des Stimmrechts besprechen lassen, das den Neuen jedesmal erst von der Zweidrittel-Mehrheit der Inselbewohner verliehen werden muß, ehe sie Vollbürger sind. »Sollte der Aufgenommene sich dem hier erstrebten Lebens-

stil nicht anzuschließen vermögen und *das Stimmrecht innerhalb eines Jahres nicht erhalten, muß er abgehen,*« lautet die letzte der Voraussetzungen für den Eintritt in die Schulfarm; sie ist von Abendaussprache und Elternversammlung angenommen und wie die Abschaffung der Zensuren im Grundsätzlichen eine magna charta, deren Aufhebung den Charakter unserer Schule wesentlich verändern müßte.

Sicherlich sind es die schwerwiegendsten Entschließungen, die der Abendaussprache obliegen, alle übrigen treffen, wenn sie falsch oder ungeschickt sind, auch die Mitglieder selber; die Umbesetzung eines Amtes, die Umstellung der Gemeinschaftsarbeit sind alles interne Dinge; diese aber greifen über den Inselbereich hinaus und veranlassen den Kameraden, seine Laufbahn da draußen fortzusetzen, wo ihm allerdings die Vielgestaltigkeit des Großberliner Schulwesens, wenn er nur einigermaßen für geistige Weiterbildung überhaupt geeignet ist, jede Anschlußmöglichkeit gewährt, zumal sie ihm von uns aus durch persönliche Führungnahme mit den Direktoren erleichtert wird. Enthält doch die Abstimmung weder eine Einschätzung des Intellekts noch ein allgemein menschliches Werturteil, sondern konstatiert nur, wer gut und wer weniger gut in diese ganz besonders gearteten Milieuverhältnisse paßt. Sie wird deshalb auch nur von Beurteilern, die der Sache innerlich fern stehen oder ganz unsachlich nur rein sentimentalen Gefühlen nachhängen, tragisch genommen werden. Es kann ein so unersetzbares Glück nicht sein, in der Schulfarm zu leben; im Gegenteil — das Abstimmungsergebnis über die einzelnen ist in der Regel dem Grad des Sichwohlfühlers derselben proportional. Es wäre ja auch eine Grausamkeit, die, die mindestens ebenso gern die Stadtschule besuchen und dort leben, sechs Jahre lang hier die wenigen Plätze ohne nennenswerten Vorteil für ihre Entwicklung einnehmen zu lassen, die bei anderen Jungen, die sehnsüchtig darauf warten, die Entfaltung gerade ihrer besonderen Charakteranlagen ans Licht treiben würden. Davon zu geschweigen, daß eine Versuchsschule, wie wir sie sehen, zunächst und auf lange Sicht eine Schule der *Gesinnungsgemeinschaft* ist, »einer Gesinnungsgemeinschaft solcher, die nach ihrer seelischen Eigenart fähig erscheinen und — *bestärkt werden können*, durch ihr Beispiel verantwortlich zu sein nicht nur für ihr eigenes Tun innerhalb der größeren Gemeinschaft, sondern sich mitverantwortlich zu fühlen für die Neubildung menschlicher Beziehungen und Werte rundumher« (DWZ. 1928, S. 4). Und das im Einzelfall zu beurteilen, werden wohl die am besten fähig sein, die ein bis zwei Jahre in dieser Gesinnungsgemeinschaft sich glücklich gefühlt haben, und gerade die jugendlichen Mitglieder dieses Kreises besser als die erwachsenen, die schon viel zu sehr an der Zeiten Last zu tragen haben und von den Alltagsströmungen ihrer Zeit zu lang umgeben waren, um zukunftsicher unbewußt die Wege jener Neubildung zu treffen.

Unsere Schüler haben sich im übrigen keineswegs zu diesem »Rechte« gedrängt; erst nach vielen Beratungen hat die Mehrheit zugestimmt aus dem Gefühl heraus, der *Verantwortung* nicht ausweichen zu dürfen. Noch beim letzten Mal wieder haben zwei Oberstüfler beantragt, über diejenigen Mitschüler, deren Stimmenzahl die vorgeschriebene Höhe beinahe erreicht hat, am anderen Tage nochmals zu Rate zu gehen, die Gründe für und wider gemeinsam abzuwägen und dann erst die endgültige Entscheidung zu treffen; der humane Antrag ist mit allen gegen eine Stimme angenommen, und diese war die des Leiters! Bei solcher Besonnenheit ist denn auch noch nie ein Fehlbeschuß vorgekommen. Und selbst wenn er vorkäme, es geht nicht an, hier Kompromisse zu schließen; wenn es ernster wird, doch letzten Endes dem Lehrer die Entscheidung zu überlassen;

eine Selbstverwaltung, die man nur über Festprogramme und Aehnliches beschließen läßt, wird zur Parlamentsspielerei und verliert ihren staatsbürgerlichen Erziehungssinn. In Autonomiesachen muß man mit dem preußischen Bauernbefreier und Schöpfer der Städte-Selbstverwaltung halten: Nur durch volles Hineinstellen in die Freiheit, nur durch Gewöhnung an sie und in ihr kann die volle Reife in ihrer Anwendung erreicht werden! *W. Bl.*

5. SONDERBERICHTE AUS NEUEN SELBSTVERWALTUNGSPROVINZEN.

SEIT der Gründung der Schule sah man in dem von den »Selbstverwaltungskörpern« Beschlossenen, Festgesetzten, Formulierten nicht das Innerlichste, Geheimste; es bestand von Anfang an die heiligste Scheu vor den »ungeschriebenen Gesetzen«. Die Goethesche Eckartweisheit gehört zu den Lebensüberzeugungen des Gründers — und wenn's erst beredet, verparaphrasiert ist, — »dann versiegt das Bier in den Krügen«.

Die Entwicklung der Selbstverwaltung war starrer, weniger wechsellvoll als die der Arbeit in Scharfenberg; neuerdings regen sich aber auch hier Kräfte, die vielleicht zu neuen Entwicklungen führen. Man könnte versucht sein, sie mit der Stellung des Reichswirtschaftsrats neben dem Reichstag zu vergleichen. Fachliches Können setzt sich selber Aufgaben, unabhängig von dem Klappern der Gesetzgebungsmaschine. Ob diese Dinge von der Abendaussprache sanktioniert sind oder nicht, ist hier gleich, wenn sie nur dem Drang nach Selbsttätigkeit und Selbstverantwortung entspringen sind. Dahin gehören etwa die Schülerfeuerwehr, die Hühnerfarm, der Milchdienst, die Schülerzeitung, die freiwillige Mitarbeit der Ehemaligen im Unterricht.

A. DIE SCHARFENBERGER SCHÜLERFEUERWEHR.

UNSERE Schülerfeuerwehr ist entstanden aus dem Zwang der Selbsthilfe, aber auch aus dem Bestreben, mit der Nachbarschaft über den See engere Fühlung zu bekommen. Sie ist ein Zweig der Tegelorter Freiwilligen Wehr, mit der sie gemeinsam ausgebildet wird und übt. Im Ernstfalle sind wir mit unseren Fahrrädern drüben pünktlich zur Stelle, um mit den Tegelorter Kameraden gemeinsam dem Feuer zu Leibe zu gehen. Wie wichtig unser Eingreifen werden kann, zeigen einige Waldbrände, die uns bei Tage hinüberriefen, zu einer Zeit, in der die Mehrzahl der dortigen Wehrleute in Berlin ihrer Arbeit nachgehen mußte. Umgekehrt sind wir ebenso gewiß, daß sie, wenn in dunkler Nacht unsere mit Stroh gedeckte Scheune etwa von einem Blitz getroffen werden sollte, sich ebenso hilfsbereit bewähren würden. Aus diesem Aufeinanderangewiesensein bildet sich ein Gefühl der Verbundenheit, durch das die natürliche Absicht beider Seiten, gute Nachbarschaft zu halten, einen wirklichen Inhalt bekommt. Weil in der Tegelorter Mannschaft ehrwürdige Familienväter und langaufgeschossene fast noch knabenhafte Jünglingsgestalten nebeneinander in Reih und Glied stehen, erklärt sich wohl das Interesse der Allgemeinen Deutschen Feuerwehrzeitung, in deren letzter Nummer ein Aufsatz über uns gestanden haben soll. Unsere kleine Zweigwehr scheint auch offiziell nicht ganz unwichtig genommen zu werden, hat doch der Kommandeur unseres Berliner Brandbezirks öfter selbst die Insel inspiziert und neulich unter Scheinansage eines Scheunenbrandes uns plötzlich alarmiert. Er lobte besonders das Zusammenwirken der uniformierten

Wehrleute mit den anderen Scharfenberger Schülern, die sich dabei in Reihen von je sechs Mann in der schwierigen Pumpsarbeit ablösen. Er freute sich auch, als er sah, daß unser großes Spritzenfahrzeug nicht mehr in der Scheune, sondern in dem eigens im neuen Werkstättenhaus dafür vorgesehenen massiven Schuppen stand.

Die Feuerwehr ist auf Scharfenberg *ein sich ganz selbständig verwaltender Körper*, an dessen Spitze der Landwirt als geprüfter Oberfeuerwehrmann steht. Wenn Mannschaftsergänzungen notwendig werden, so wählen die bisherigen Mitglieder die neuen von sich aus zu und stellen sie dann nur der Gemeinschaft vor. Da die Feuerwehrleute für den ganzen Bezirk eben »die Scharfenberger« sind, ist es klar, daß nicht jeder, der vielleicht über genügende Kräfte verfügt, gewählt wird. Man hält scharfe Auslese, und es liegt eine gewisse Ehre darin, Feuerwehrmann zu sein.

Der Strommeister der Potsdamer Regierung, die die Aufsicht über die Havelseen führt, hat bestimmt, daß die Scharfenberger Wagenfähre nur von Feuerwehrleuten über die verkehrsreiche Seenge gestakt werden darf.

Erich M., jüngster Feuerwehrmann, 16 Jahr.

B. DIE SCHARFENBERGER HÜHNERFARM.

ALS jüngst die Erntekronen nach schönem alten Brauch in den Häusern aufgehängt wurden, pries der »Chef« unser Häuschen vor allen andern; es sei zwar das kleinste auf der Insel, aber ihm doch das liebste. Denn es sei ganz allein von den Schülern unter Mithilfe eines Vaters als Maurer gebaut worden, und in ihm und um es sei die Selbstverwaltung am stärksten durchgeführt.

Wir Hühnerwärter, die wir in diesem einsam gelegenen Aufzuchtthaus mit unseren Küken wohnen und schlafen, reinigen nicht bloß die Nacht- und Scharräume, sorgen für pünktliches Einhalten der Futterzeiten, bedienen den Brutapparat, der 250 Eier faßt und die Schirmglucke, die 500 Küken Schutz und Wärme gewährt, bestimmen die Mischungen in ihrer Nahrung, sondern führen auch Buch über die Eierproduktion jedes Tieres, verfertigen die Kontrollnester, die Futterkästen, die Kohlbehälter, die Nisthäuser, die Gluckenentwöhnungskäfige selbst, kaufen und verkaufen selbständig ein. Wir vertreten die Schulfarm in den Sitzungen des Geflügelzucht-Vereins Tegel, zu dessen Monatsversammlungen uns der »Chef« Diäten gibt; wir haben unsere Tiere bei Ausstellungen angemeldet, selbst eingeliefert und sogar Preise erhalten.

Daß die Nachzucht der Rhodeländer und Plymouth, unserer Hauptrassen, sich in diesem Jahre schnell entwickelt, die Eierproduktion der wachsenden Verbraucherzahl genügt, wird durch die Lage der Farm mitten im Walde und die Auslaufsmöglichkeit auf grüne Wiesen befördert. Wir hoffen, daß das Jubar-Glas, eine Glasart, die die ultravioletten Sonnenstrahlen durchläßt, sich durch schnelles Wachstum der Küken bezahlt machen wird. Auch die Aufenthaltsräume für die erwachsenen Tiere und der neu hinzugekommene Gänsestall sind nach unserem Vorschlag mit solchen Fenstern ausgestattet.

Zum Ansporn zu weiterer »fachmännischer« Arbeit hat uns am letzten Sonntag der Menorkazucht-Verein der Provinz Brandenburg, dem wir unsere Geflügel-farm zeigen durften, einen neuen Zuchtstamm der von ihm gepflegten Rasse gestiftet.

Heinz Rei. im Namen der drei Geflügelwärter.

C. DER MILCHDIENST.

ALS ich nach Scharfenberg kam, machte ich am Nachmittag einen Rundgang um die Insel. Dabei landete ich abends im Stall. Hier bat mich ein älterer Kamerad, die Milch mit in die Küche zu nehmen. Es war nicht ganz leicht, den 35 Liter fassenden Milchkübel zu tragen. In der Küche setzten wir die Zentrifuge zusammen und gossen die Milch hinein. Der eine drehte, der andere goß die Magermilch in bereitstehende Eimer. Da mir das alles Spaß machte, bringe ich seitdem jeden Morgen und jeden Abend die Milch in die Küche. Wir nennen uns »den Milchdienst«.

Der Sahnetopf war voll. Wir mußten heute Nachmittag buttern. Mein Kamerad zeigte mir die Zusammensetzung des Butterfasses. Wir taten die Sahne hinein und drehten — und drehten. Allmählich ging es schwer. Noch einige Male herum — und die Butter war fest. Wir nahmen sie heraus und ließen die Buttermilch in einen Eimer ab, der zur Erfrischung der Landwirtschaftsgruppe aufs Feld gebracht wurde. Später haben wir nach Anweisung unserer Küchenvorsteherin die Butter auch waschen, kneten und salzen gelernt.

Das Dritte, was sich der Milchdienst noch zur Aufgabe gesetzt hat, ist die Milchuntersuchung. Alle 14 Tage ist Probemelken. Dann stehen wir beide, während alle anderen noch schlafen, im Stall, um dort die Milch jeder einzelnen Kuh extra zu wiegen und einen gewissen Prozentsatz zur Untersuchung abzunehmen. Dasselbe wiederholen wir, wenn die Kühe an diesem Tage von der Weide kommen. Die Milchproben nehmen wir mit in die »Landwirtschaftskammer«, um sie dort zu untersuchen. In Ermangelung einer Butyrometer-Zentrifuge verfahren wir nach der Morsin-Methode. Für jede Kuh haben wir ein Butyrometer, eigens für die Milchuntersuchung geformte Reagenzgläser mit eingebrannter Skala. In diese tun wir in vorgeschriebener Mischung Milch und Säure. Mit einem Gummi verschlossen, werden sie dann wiederholt in ein Wasserbad von bestimmter Temperatur gelegt und nachher geschüttelt. Zum Schluß läßt man sie bis 15 Minuten im Wasser, um dann auf der Skala die Fettprocente abzulesen. Die Ergebnisse der Fettuntersuchung und die Milchmenge jeder einzelnen Kuh sind wichtig, denn sie geben uns einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit jedes Tieres und manchmal auch Fingerzeige für eine rationellere Fütterung.

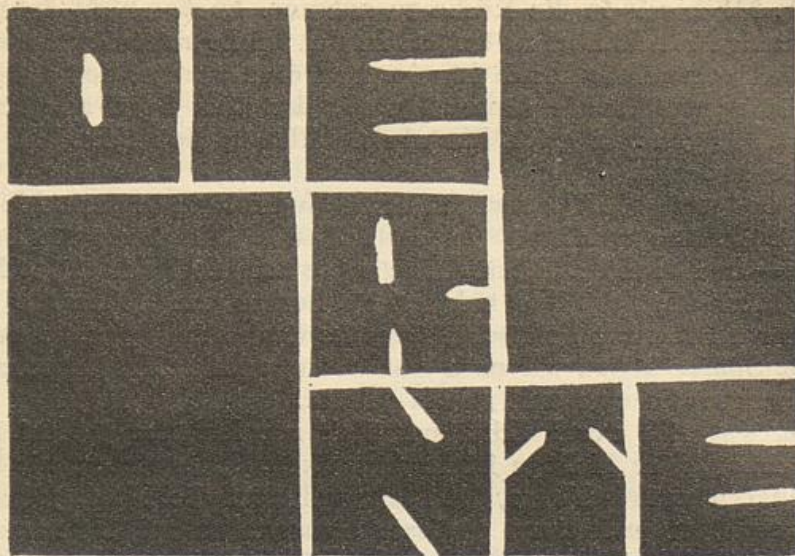
So hat sich der »Milchdienst« vom Milchtragen zu einem richtigen »Amte« entwickelt, das aber nicht von der »Abendaussprache« besetzt ist, sondern aus eigenem Trieb übernommen und verwaltet wird.

Heinz Ru., Milchdienst, Schüler der Zwischenstufe.

D. DIE SCHÜLERZEITUNG IN SCHARFENBERG.

EINE ganze Weile war ich schon in Scharfenberg, da sah ich eines Tages im Bibliothekszimmer einen Kasten auf dem Bücherschrank stehen; ich öffnete ihn. Es lag darin ein Stück gelben Wachstuches, und aus der Gebrauchsmusteranweisung ersah ich, daß dies Ding Schapirograph hieß und zum Vervielfältigen von Schriftstücken gebraucht werden konnte. Auf meine Frage sagte man mir, daß einmal eine richtige Zeitung damit von einer kleinen Gruppe von Jungen gedruckt wäre, die in der Scheune gewohnt und ihr den Namen »Neues aus dem Scheunenviertel« gegeben hätte. Zu meiner Zeit sah ich den Apparat zuerst in Gebrauch, als einige unternehmungslustige Kameraden, die sich der alten Zeit

erinnerten, zum Erntetag eine Festschrift herausgeben wollten. Da die vorwärtsblickenden Drucker gleich daran dachten, damit vielleicht eine neue Zeitungsserie zu beginnen, schrieben sie unter den Titel



Erster Jahrgang, Nummer 1. Sie wurde beim Fest auch an Besucher von auswärts verkauft, und einer von ihnen, dem die schlechte Schrift nicht gefiel, vermittelte uns den Kauf einer Handdruckmaschine mit richtigen Typen. Jetzt druckte man die Zeitungen so eifrig, daß zu Weihnachten schon die 5. Nummer erscheinen sollte. Ganz unvermittelt fragten mich Mitschüler in diesen Tagen auf dem Wirtschaftshofe, ob ich Drucker werden wollte. Als ich in den Redaktionsraum im Kellergeschoß eingetreten war, erzählte man mir, daß zwei Setzer infolge einer Krise die Arbeit niedergelegt hätten. Ich nahm eine schon abgedruckte Seite, die man mir hinschob, sofort auseinander und sortierte die Lettern; dann half ich bei der Arbeit am Titelblatt, das diesmal zur Weihnachtsfeier sogar bunt sein sollte. Weil wir 180 Exemplare herausgeben wollten, mußte die Walze für jede der vier Farben 180 mal über den Druckstock gerollt werden. Da wir auch oft auf das Trocknen der Blätter warten mußten, haben wir manchmal bis in die Nacht an der Maschine gestanden; aber zwei Tage vor den Ferien waren wir dann auch fertig, und nur die außen wohnenden Abonnenten, ehemalige Schüler, Eltern, Mitglieder des Scharfenbergvereins mußten sich noch eine kleine Weile gedulden. Die nächste Nummer sollte unter dem Thema »Winter« stehen. Aber mit dem letzten Ferientage war der Schnee geschmolzen, und mit dem Froste blieben die Beiträge aus. Wir verloren dabei die Lust, und als ein Einsender dagegen Protest erhob, daß ich seinen Aufsatz beim Setzen durch Kürzungen und Umstellungen absichtlich ins Komische verkehrte, stockte unsere Arbeit ganz. Die Zeitung blieb unvollendet im Tischkasten der Redaktion. Erst nach Ostern trat die Druckmaschine wieder in Tätigkeit; wir wurden an einem Arbeitstage dazu angesetzt, für den Unterricht »das Lied an die Freude« zu drucken. Jetzt sahen wir unseren Tiefstand: Wir waren keine freie Druckerzunft mehr, sondern eine Gruppe geworden, wie die anderen, die Tischler, Schlosser, Gärtner. So begannen wir aus dieser Selbsterkenntnis heraus wieder eine Zeitung zu schaffen. Eine Dürer-

nummer ist es geworden. Die letzten Seiten der unfertigen Winternummer benutzten wir dabei zu Probedrucken; nur noch zwei oder drei dieser traurigen Blätter sind im Besitz von interessierten Sammlern zu finden. Und als sich unsere jüngste Schülergruppe im Gesamtunterricht den Tieren zuwandte, gab es eine Tiernummer. Dieser siebenten folgte nach den großen Ferien ein Reiseheft, zu dem wir soviel Beiträge erhielten, daß wir statt der üblichen 8 Seiten zwölf damit füllen konnten; und da das Erntefest sich wieder jährte, setzten wir auf das Titelblatt wieder einmal einen Vier-Farbendruck. Nach den Erfolgen an diesem gerade jetzt verrauchten Tage fürchtet die freie Druckerzunft keine Krisis mehr.

Bruno G., Schüler der Zwischenstufe, 1928.

PROBEN AUS DER INSELZEITUNG.

1. »Unsere tägliche Handelsfahrt«

(aus einer der frühesten Nummern)

»Wat, Ihr fahrt schon wieder nach Baumwerder?« »Komm doch mit, wenn Du Lust hast!« Wir gingen zur Küche und verstaute die Kirschen im Kahn. Beim Anlegen an der Nachbarinsel riefen uns die Frauen entgegen: »Na, Jungens, habt Er wedder Kirschen, wat kosten se denn?« »Frauchen, wir haben heute 4 Sorten für 30, 35, 40 und 50 Pfennige das Pfund.« »Ihr seid aba och nich en bißchen billiger geworn.« Ich steige ans Ufer, und die Leutchen kommen herbei aus ihren Zelten und Sommerhütten. »Gebt mer drei Pfund von de juten!« Helmut nimmt das Geld an und notiert. Ich kann gar nicht so schnell abwägen, wie sich die Käufer drängen. Als wir nachher den anderen bei Tisch erzählten, daß wir wieder 26,50 M. eingenommen hatten, waren die Mäuler alle weit aufgerissen.

Heinz S.

2. Zum Lichtenstein

(aus der letzten »Ernte«, dem Ferienreiseheft)

Heiß war der Weg, steinig und staubig. Mit gierigen Riesenaugen spähten blutdürstige Bremsen nach ihrem Opfer aus, quer über die Straße hin und her stürzend. Heimtückisch saugten sie sich an verborgenen Stellen fest und raubten von unserm eingetrockneten Blute. Ihr Stich brannte auf der schweißfeuchten Haut. Schwer lastete der Rucksack auf gekrümmtem Rücken und hinderte beim Steigen. Wir überschritten einen Bach, ließen ihn unbeachtet zurück, und des sollte das letzte Wasser sein, das wir für Stunden sahen. Trocken war die Erde. Kümmerliche Sträucher wuchsen mit hängenden Blättern am Wegrande. Ihre Beeren erfrischten nicht. Ein Heuwagen kam uns entgegen herunter. Die Bauern hatten in der kühlen Morgendämmerung geschafft, und in der heißen Zeit rasteten sie, während wir weiter aufstiegen vom Tal zur Hochebene. Wir kamen zum Wann. Das dürre Gras auf der leicht gewellten baumlosen Fläche war gemäht. Die Arbeiter schliefen im Schatten der Bäume am Rande der Weide. Ueber ihnen stiegen wir zum Schönberg und seinem seltsamen Doppelturm. Oben auf seiner Plattform ließen wir uns von dem schwachen heißen Luftzug umfächeln. Wir suchten vergeblich nach Wasser. Am Bergabhang führte der Weg weiter. Ueber uns fiel das Gestein senkrecht ab. Tiefe Furchen und Höhlen hatte das Regenwasser eingefressen. Darunter ging es weniger steil talwärts. Dort bedeckte trockne, krümelige Humuserde mit weißen Steinchen vermischte den Fels. Darauf wuchsen ohne Unterholz schlanke Buchen, die uns spärlich beschatteten. Abermals überquerten wir eine steppenartige, große, ebene Weide. Dort luden ein paar verspätete brummige Bauern noch ihr Heu auf und wiesen uns zur Nebelhöhle. Wir beschleunigten unsere Schritte. Auf einer Lichtung stand ein Betonhaus mit funkelneuem roten Ziegeldach. Das war der Eingang. Kühl und feuchtklebrig war es drunten unter der Erde.

Überall standen die zerbrechlichen wachsgelben Tropfsteine auf dem grauen Grunde. An der Decke hingen sie die Felsritzen entlang wie Eiszapfen. Selten war einer während der Jahrhunderte bis zum Boden hinunter gewachsen. Uns schauerte bei dem Gedanken, daß ein Mensch hier in ewiger Nacht und Kälte und Feuchtigkeit hausen gemußt. Fast eilig suchten wir wieder das Sonnenlicht. Dort schliefen wir ein paar Stunden und hatten beim Erwachen den Blick auf den Lichtenstein, von dem uns noch ein breites, fruchtbares Tal trennte. Schnell war es durchschritten. Ein kurzer Anstieg. Dann standen wir auf dem Turme und blickten auf die heiße Alb nieder. Wir verfolgten unsern Weg am Rande des Taleinschnitts entlang und suchten die Bergkuppen und Dörfer. Dann stiegen wir in den Park hinunter und fanden das Hauffdenkmal auf einem Felsvorsprung gegen die Burg gewandt. Spöttisch blickten die Bauern uns nach, als wir wieder unten im Tal durchs Dorf gingen und im Halbdunkel der Dämmerung noch Brot und Milch verlangten. Mit dem Brote zogen wir zum Ende des Ortes auf eine gemähte Wiese und legten uns im Schutze eines Holzstapels zum Schlaf nieder. Aber erst gegen Mitternacht kam er über uns. Die ganze Zeit störten noch lärmende Autos und Motorräder. Gerade in der Kehre der Straße befand sich unser Lagerplatz. Unten verrasselten die Gefährte, um nach kurzen Minuten über unseren Köpfen hinweg zu dröhnen. Aber das Morgengrauen war noch fern, da fuhren die fleißigen Bauern schon mit ihren schwerfälligen Ochsen gespannen an uns vorbei in langer peitschenknallender, brüllender, ratternder Reihe und hoben uns leicht aus ungewohntem Schlummer. Lange dauerte es nicht mehr, da wuschen wir uns schon an der Quelle der Echats und zogen ihnen nach auf die Hochebene, die dem Lichtenstein gegenüber liegt, und siehe, sie kamen uns mit ihren schwerbeladenen Wagen entgegen und wollten heute noch nach Reutlingen. Mit gemischten Gefühlen, halb Bewunderung, halb Wut, streiften wir an ihnen vorbei zur Bahn nach Blaubeuren. B. G.

3. Aus einem Aufsatz der Redaktion zum Jahresheft ihrer »Ernte«.

Daß unsere Zeitung sich von der Mehrzahl der Schülerzeitungen unterscheidet, wird dem Leser bald auffallen; und er wird nach den Gründen fragen. Das ist leicht gesagt. Es ist nicht so wie bei den Zeitungen, die von dem Lessingschen Wort ausgehen: »Als wenn man nur, die Leser klug zu machen, schriebe! Genug man zeigt, daß man selber klug ist.« Bei uns ist es die Freude, etwas in Gemeinschaft mit anderen zu schaffen, die uns dazu gebracht hat, eine Zeitung herauszugeben; die Freude am Selbstherstellen, nicht literarischer Ehrgeiz ist der Ausgangspunkt gewesen. Daß wir sie selber drucken und nicht einer Druckerei in Arbeit geben, ist auch ein Hauptunterschied. Hierzu kommt, daß die »Ernte« von uns herausgegeben wird, nicht vom Studienrat, vom Lehrer. Die freiwilligen Mitarbeiter können sich ganz so geben, wie sie sind. Das hat sich wohl am besten in der Rubrik »das Forum« gezeigt, an der Stelle, an der jeder seine Meinung aussprechen und vertreten konnte.... Heinrich W.



Das größte Fest im Jahr ist das Erntefest; am ersten Sonntag im September treffen sich dazu alle, die es angeht, ohne Einladung auf der Insel. Ernteumzug, Volksbelustigungen auf der Kaffeewiese, Theateraufführungen im Freien verbinden und unterhalten Einheimische und Gäste.

GESTALT UND WERT DER ZEITUNGSBERICHTE.

DIE in Scharfenberg vorhandenen fünf Zeitungen (Vorwärts, Berliner Tageblatt, Deutsche Allgemeine Zeitung, Neue Preußische, Frankfurter*) reizten zu einer Verwertung dieses täglich gebotenen Materials. Zu diesem Zwecke wurden sogenannte Zeitungsberichte angeregt. Anfangs wurden sie von zwei in der Abendausprache dazu gewählten Schülern gehalten, von denen der eine über Politik, der andere über alles übrige referierte. Der politische Bericht wurde fast täglich beim Abendessen, der Feuilletonbericht beim Mittagessen gehalten. Bald wurde dann der Feuilletonbericht in Naturwissenschaft, Technik, Kunst und Sport aufgeteilt, da es sich als unmöglich erwiesen hatte, daß ein einzelner über alle diese Dinge gleichmäßig gut referieren konnte. Jedem dieser Berichtersteller wies man einen Wochentag zu, an dem er beim Mittagessen über sein Gebiet sprach. Dabei blieb es dann auch bis jetzt.

Jeder Bericht hat aber auch seine spezifischen Schwierigkeiten. Voraussetzung für einen guten Erfolg ist, daß sich der Berichtersteller selbst völlig klar über die Materie ist. Dies ist in erhöhtem Maße bei der Technik und den Naturwissenschaften erforderlich, da sonst die große Zahl der technischen Laien nichts versteht und dadurch leicht eine ständige Abneigung für dieses Gebiet sich einstellt. Das Erwerben dieser Sachkenntnis ist gar nicht schwer — ich spreche hier aus eigener Erfahrung — man muß nur regelmäßig in den Zeitungen die betreffenden Fachartikel lesen und sich sachlich geordnete Exzerpte machen. Sehr bald wird man tiefe Einblicke in die augenblicklich akuten Probleme der Wissenschaft, Kunst und Technik tun können. Im Unterricht bietet sich dann oft Gelegenheit, über manche im Bericht nur gestreifte Frage ausführlich zu sprechen, ob es sich nun um Politik oder Physik oder sonst etwas handelt.

Der politische Bericht entwickelt ganz andere Fähigkeiten. Der Referent muß hier ein großes Maß von Objektivität aufbringen. Er muß versuchen, aus den Zeitungen der verschiedensten politischen Richtungen einen ungefähr unparteiischen Bericht zu machen. Gar so schwer ist es hier natürlich nicht, da ja über jedes Ereignis infolge der knappen Zeit (zirka 10 Minuten) nur wenig gesagt werden kann. Natürlich lernt der Berichtersteller am meisten dabei und wird außerdem in der freien Rede geschult. Aber auch ein guter Zuhörer wird sicher mehr Anregung als die meisten flüchtigen Zeitungsleser empfangen; oft wird er auf besonders gute Artikel bald dieser, bald jener Zeitung ausdrücklich verwiesen. Ich glaube, daß diese Zeitungsberichte mit das stärkste Band sind, durch das Scharfenberg in seiner selbstgewählten Einsamkeit mit der Umwelt verknüpft bleibt.

Erwin Oeser, Abiturient 1928, jetzt stud. math.

Anhang:

DIE POLITIK IN SCHARFENBERG

WOHL kaum eine Lebensäußerung des modernen Lebens, sei es auf wirtschaftlichem, religiösem oder anders orientiertem kulturellen Gebiet, kann sich auf die Dauer dem Einfluß der Politik entziehen, diesem Kräftespiel mit den verschiedensten Motiven, das den Inhalt und die Richtung der regierenden Zentralgewalten bestimmt. Daß insbesondere die Schule, in neuerer Zeit durch die Kompromißparagrafen der Reichsverfassung, ein akutes politisches Kampf-

*) Jetzt auch noch Vossische Zeitung und Rote Fahne.

objekt geworden ist, läßt sich leider nicht leugnen. Leider! Denn dieser Schulkampf, der ein edles Ringen um Weltanschauungen, um die glücklichste Zukunft des Volkes sein könnte, ist zum Objekt materieller Interessenpolitik herabgewürdigt worden.

Es ist nicht unwichtig, hier zwei Fragen zu stellen: 1. Wieweit ist eine so exponierte Schulform, wie die Scharfenbergs, Objekt politischen Kampfes? und 2. In welchem Verhältnis steht das innere geistige Leben Scharfenbergs zu dem politischen Leben unseres Volkes, zu der Politik schlechthin?

Zu der ersten Frage ist zu sagen, daß es trotz der verschiedensten Versuche gelungen ist, jede politische Bindung — oft gegen zunächst unmittelbar ersichtlichen Vorteil — Scharfenbergs zu verhindern, zum Wohl der Schule und ihrer tragenden Idee. Scharfenberg steht gewiß nicht außerhalb und über der Politik, aber Scharfenberg ist politisch frei, und das ist gut so!

Die zweite Frage erhält ihre charakteristische Beleuchtung durch einen von der Elternschaft auf einer Elternversammlung angenommenen Antrag, der jedem Scharfenbergsschüler aktive und passive Betätigung in einem politischen Jugendverein untersagte. Ein Antrag, aus dem man sowohl auf die politischen Erfahrungen der Eltern, als auch auf ihre Vorstellungen von der Selbstverantwortlichkeit einer freien Schulgemeinschaft schließen kann. Uebrigens sei erwähnt, daß der Antrag in dieser Schroffheit über die Absichten der Schülervertretung hinauschoß. Alle aber waren sich einig, daß Scharfenberg trotzdem oder vielleicht deshalb gerade auf politischem Gebiet eine seiner größten und schönsten Aufgaben hat.

Politisch in dem Sinne, junge Menschen vor den Vergiftungserscheinungen »moderner« Interessenpolitik zu bewahren, damit ihnen Politik noch zu einer wahrhaft inneren Angelegenheit werden kann. Politik im schönsten Sinne ist nämlich nichts anderes, als im ehrlichen Wettstreben und Wettkämpfe das Beste einer Gemeinschaft zu wollen. Mag die Gemeinschaft groß oder klein sein, die Kräfte, die in ihr und an ihr arbeiten, mit der ganzen Verantwortlichkeit, die das Wohlergehen der Vielen erfordert, sind *politische* Kräfte. Eine Schülergemeinschaft, die sich selbst Gesetze gibt, sich selbst Pflichten und selbst Rechte setzt, Verantwortlichkeit übt und Unverantwortlichkeit ahndet, die Aemter durch Wahl besetzt und sich und die Besten aus den eigenen Reihen dadurch ehrt, daß sie sie zu ihren Repräsentanten im Ausschuß wählt, — eine solche Gemeinschaft tut nichts anderes, als im kleineren Rahmen *politische* Funktionen auszuüben. Eine Schülerschaft, die so unmittelbar als Politiker sich betätigt, sowohl in ihrem Parlament, wie im Gemeinschaftsdienst auf dem Kartoffelacker, an der Hobelbank, am Schraubstock, im Stalle, im Hause, in der zu einem gemeinsamen Zweck sich zusammenschließenden wissenschaftlichen Gruppenarbeit, hat das wirksamste Schutzmittel gegen die politische Phrase in sich entwickelt.

Und hierin besteht der eigentliche Zusammenhang zwischen Politik und Scharfenberg. Was draußen oft Phrase ist, das ist hier in Scharfenberg zu kräftefordernder Realität geworden, was draußen schöne Theorien sind, das sind hier die Maximen des Handelns, der Prüfstein der Gesinnung. So angesehen kann die schöne Insel — leider noch viel zu sehr Insel! — eine wirkliche Hochschule für Politik sein.

Fritz Blümel, gelernter Drucker; Abiturient 1926, jetzt stud. phil.

E. DIE FREIE MITARBEIT DER EHEMALIGEN SCHÜLER.

DIE Mitarbeit der ehemaligen Schüler entstand aus der Absicht, auch nach ihrem Abgang mit Scharfenberg einen Zusammenhang zu halten, der sie durch ein Wiedermittun tiefer als der übliche »Ehemaligenbesuch« an die Schule und ihre Richtung bindet. Für diejenigen unserer Abiturienten, die den Lehrberuf wählten — und das sind bis jetzt von 36 : 22 — bot sich zugleich hierbei eine erste Möglichkeit zur Selbstprüfung.

Wir haben mitgewirkt, wenn Stunden durch den *einen* Lehrer, den Scharfenberg für jede Fächergruppe nur hat, nicht gedeckt werden konnten; wir waren vollbeschäftigte und vollverantwortliche Lehrer, als eine Schülerabteilung auf sechs Wochen im Sunderhof bei Hamburg lebte; wir haben in den neusprachlichen Fächern propädeutische Kurse aufgemacht und in schönster Unschulmäßigkeit Interesse für den später auf den Lehrplan rückenden Unterrichtsgegenstand geweckt. Z. B. im Englischen bemühte man sich ganz zwanglos und mit viel Vergnügen und Stimmaufwand um die englische Aussprache, an der Wand prangten selbstgefertigte Zeichnungen von Zungen- und Lippenstellung; nach einiger Zeit versuchte man den aus England zurückgekehrten Studenten »auf Englisch« auf der Insel herumzuführen; während seines Auslandsaufenthaltes hatte man Briefe an ihn geschickt, die er den Jungen in verbesserter Auflage zurücksandte. Von dort mitgebrachte Geschichtchen sprach man unübersetzt nach und schrieb schließlich Nacherzählungen. Die schönste Erinnerung ist für ihn, wie er nach der eigentlichen Lektion sich trüppchenweise mit ihnen traf, die freiwillig geführten, nach den verschiedensten Gesichtspunkten geordneten Hefte gemeinsam mit ihnen durchsah, mit ihnen plauderte und so mit ihnen lernte.

Paul Heinrichsdorff, Abiturient 1925, stud. phil.

DIE STELLUNG DER ELTERN IN SCHARFENBERG

1. GRUNDSÄTZLICHES

aus einem Beitrag von *Professor R. Woldt*,
früherem Schriftwart unserer »Schulgemeinden«.

ES ist bezeichnend für die Einstellung mancher Eltern zur Frage der »Land-erziehungsheime«, daß Scharfenberg häufig von Eltern heimgesucht ward, die in solchen Internaten letzte Zuflucht für schulmäßig gescheiterte Existenzen sehen wollten. Sei es, daß der Sohn bei Versetzungen nicht mitgekommen ist oder sonst für »schwer erziehbar« gilt, man möchte die Verantwortung für die weitere Entwicklung in die Hände eines erfahrenen Pädagogen legen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß solche Fälle, ebensowenig wie zerrüttete Familienverhältnisse, grundsätzlich *nicht* der Anlaß für Neuanmeldungen sein sollen. Vor wenigen Jahren noch, als die Schule weder wirtschaftlich gefestigt war, noch von den Behörden anerkannt wurde, zeugte es von einem gewissen Mut, wenn man dieser Entwicklung sein Vertrauen und seinen Sohn nach Scharfenberg gab. Heute liegt in der Tatsache, Mitglied der Scharfenberger Schulgemeinde zu sein, für die Eltern eine Bevorzugung, aber auch weiterhin die Verpflichtung, an den äußeren und

inneren Verhältnissen der Schule aktiv teilzunehmen, schon im Interesse einer gleichgerichteten Erziehung des Sohnes durch Schule und Elternhaus. Unsere Eltern gehen in der Regel von dem Wunsche aus, ihren Kindern eine schönere Jugend zu geben; die Söhne sollen nicht dieselbe Leere empfinden, wie die heutigen Eltern, wenn sie an ihre Schulzeit zurückdenken. Sie haben zum Teil auch erkannt, daß verglichen mit den vielen Einflüssen der Großstadt die Erziehungsmöglichkeiten in der Familie gering anzuschlagen sind. Dauernder Zusammenschluß mit Gleichgesinnten zwingt viel stärker zur individuellen Entfaltung; Kleine Schwächen schleifen sich im längeren Zusammenleben schneller ab als durch Ermahnungen der Eltern, oberflächliche Anlagen werden sehr bald von Kameraden durchschaut, und man wird gezwungen, bewußt oder unbewußt die besonderen oder die wertvollen Eigenschaften nach einem selbstgeschaffenen Maßstab auszubilden. Die Eltern, die den Egoismus überwunden haben, ihre Kinder in einer wichtigen Entwicklungszeit neben sich aufwachsen zu sehen, nähern sich dem heute noch nicht anerkannten Grundsatz: »Die Kinder gehören nicht den Eltern, sondern der Allgemeinheit!« Im Gegensatz zu vielen modernen Eltern, die die Schulreform nur von Vorträgen oder aus Zeitschriften kennen, haben die Scharfenberger Eltern eine rein praktische Einstellung zu ihr. Da fast alle im nahen Berlin wohnen, können sie regelmäßig an den Elternversammlungen, den sogenannten »Schulgemeinden«, teilnehmen; bei der Offenheit dieser Aussprachen erkennen sie bestehende Mißstände, gewinnen Interesse an ihnen bisher ferner liegenden Fragen; es zeigt sich durchaus, daß die Eltern im Laufe verschiedener Schulgemeinden noch zulernen müssen. Nachdem man z. B. eingesehen hat, daß frische Luft, das bißchen Wasser und die grünen Bäume, so schön sie auch als Zugabe sein mögen, für den Geist der Schule ganz unwichtig sind, sucht und findet man allmählich die entscheidenderen Stilmerkmale. Man versteht, daß Freiheit von selbst zur moralischen Pflicht führend bei weitem unbequemer ist als der Befehl. Man sieht ein, daß jungen Menschen nie genügend Vertrauen entgegengebracht werden kann, daß in diesem gewagten Entschluß ein gut Teil der schwierigen Aufgabe umschlossen liegt, sie dazu zu erziehen, Verantwortung über sich selbst mit der nötigen Unbeschwertheit zu tragen. In diesen Schulgemeinden zeigt sich, daß nur tatkräftige Hilfe einen Sinn hat; die Eltern nehmen damit an dem Scharfenberger Streben teil, dem Schein keinen Respekt zu zollen; man trifft sich, ob Arbeiter oder hochgestellter Beamte, in dem Gefühl gemeinsamer Gesinnung für Unterstützung aller ähnlichen Versuche!

2. AUS PROTOKOLLEN VERSCHIEDENER SCHULGEMEINDEN.

Die erste Elternversammlung im Mai 1922 beschließt, künftig mit den Schülern gemeinsam zu tagen, als »Schulgemeinde«. Vater, Mutter, Sohn sollen in diesen immer auf einen Sonntag nach Bedarf einzuberufenden Versammlungen je eine Stimme haben; nur bei rein *finanziellen Fragen* entscheiden die Eltern allein.

In der Septemberversammlung gibt u. a. Erich G. in seiner Eigenschaft als Ausschußmitglied in freier Rede einen Bericht über die seit der letzten Schulgemeinde verflossenen Wochen; ein Vater protestiert gegen den Ausdruck »moralische Entgleisung«, den der Berichterstatter bei der Erwähnung des Plünderens eines dem derzeitigen Pächter gehörenden Pflaumenbaumes gebraucht hatte; er müsse seinen Sohn in Schutz nehmen, denn er könne den Fall nur für einen dummen Jungenstreich gelten lassen. Erich G. verteidigt seinen Ausspruch als zutreffend, da der Kamerad hätte wissen müssen, wie er bei dem gespannten Verhältnis zwischen Pächter und Schule diese ins Unrecht setzte. Die Schulgemeinde stimmt dieser schweren Beurteilung des Falles fast einhellig zu.



*Christus als Gärtner vom Kupferstich der Kleinen Passion aus Anlaß des Dürerjahrs
in einem Schnitt übersetzt von Heinrich W., Oberstufe.*

Der Novemberversammlung berichtet der Leiter von einer überraschenden Zunahme des religiösen Interesses; er schildert den meist äußerst erregenden Verlauf der fakultativen Religionsstunden, umreißt die hier bisher behandelten Themata wie die Frage der Sünde, der lutherischen Gnade, Christus in der deutschen Lyrik, das Christusbild in der Kunst, einen Vergleich des Christentums mit dem Buddhismus, einen längeren Vortrag über das Sektenwesen in und neben der Kirche, gehalten von einem Schüler, der selber Baptist ist; freudige Zustimmung geht durch die Reihen, als erwähnt werden kann, wie sowohl die streng konfessionellen Schüler wie auch die Dissidenten mit besonderer Liebe an diesen Abendstunden hängen, die öfter wie etwa bei Behandlung des Problems der Willensfreiheit erst nach Mitternacht bei heißen Köpfen ihr Ende fanden.

In der gleichen Sitzung ersteht an der Wandtafel ein anschauliches Bild von den Kosten der täglichen Verpflegung. Ein Weiterwirtschaften mit dem bisherigen Durchschnittssatz von 55 M. pro Tag erscheint bei dem rapiden Steigen der Indexziffer ausgeschlossen. Ein Vater erzählt, daß ihn bei seinen Postreisen der Tag bei einfachen Ansprüchen auf 500 M. zu stehen kommen. Eine Mutter erklärt, daß sie den Jungen für den hier zu zahlenden Preis zu Hause nicht satt machen könne. Ein von 5 Familien eingegangener Antrag auf vierfache Erhöhung wird angenommen, nachdem eine Anfrage, ob auch die freiwilligen Höchstbeiträge in gleicher Weise zu multiplizieren seien, mit dem Gründungsgrundsatz, »die Verpflegungsbeiträge nach dem Vermögen prozentualiter abzustufen«, abgewiesen war. — Man beschließt ferner unter Anknüpfung an den Besuch eines Elternpaares, das 4 Stunden am Unterricht seines Jungen teilgenommen hatte, mit allen gegen 2 Schülerstimmen, »Hospiväter und Hospimütter« jederzeit zuzulassen. — Am Schluß bitten die Waidmannsluster Eltern, wegen der Beschwerlichkeit ihres weiten Heimmarsches durch den Wald die nächsten Versammlungen unter Berücksichtigung des Mondkalenders anzusetzen.

Der im Februar 24 tagenden Schulgemeinde erzählt der Deutschkurs von seiner winterlichen Studienfahrt durch den Harz. Um möglichst viel dabei aktiv werden zu lassen, werden an passenden Stellen Gedichte, Erzählungen, Sagen, Lieder eingelegt. Als vom Harzer Bergbau die Rede ist, stimmt alt und jung des »Steigers Glück auf« an; als in der Heineschen Harzreise der Schneidergeselle auftaucht, setzt das Mäck — Mäck — Mäck aus dem Zupfgeigenhansel ein. Durch das zwanglose Zusammen- und Durcheinandersitzen, durch das Mitsingen der Eltern ist, wie nachträgliche Elternbriefe bezeugen, das Zusammengehörigkeitsgefühl weit stärker empfunden worden als bei den sonst üblichen Schulaufführungen, wobei die Scheidung zwischen Publikum und Podium durchgreift.

Ueber eine Schulgemeinde des darauf folgenden Sommers hat sich ein Protokoll von fremder Hand in die *Vossische Zeitung* verirrt, in der es heißt: Die neue Denkschrift des Ministeriums wird hier zum großen Teil freudig begrüßt; hat man doch auf der Insel schon seit Bestehen der Schule den Gedanken der Konzentration des Unterrichts bejaht, der dort gefordert wird. Schon immer hat man hier statt 36 Wochenstunden höchstens 26, um den Schülern mehr Zeit zur selbständigen Arbeit zu lassen. Nach Abschluß dieses Fragenkomplexes sprechen und fragen Mitglieder der Elternschaft, Schüler ergänzen den Bericht des Leiters. Ein Mitglied des Schülerausschusses berichtet von seinen Erziehungsnotäten: Da kann sich dieser und jener nicht in die Gemeinschaft eingliedern, da kommt es vor, daß jemand sich nicht freiwillig zur Gemeinschaftsarbeit, die der Gutsbetrieb der Schule fordert, melden mag. Ein anderer berichtet über die von den Schulen neu eingeführte Gesellenprüfung in der Buchbinderei und lädt zum Besuch ihrer Ausstellung ein; ein dritter beklagt sich darüber, daß die Eltern nicht alle zur letzten Theateraufführung kamen, die die Schule für ein größeres Publikum in Tegel veranstaltet hat, aus deren Reingewinn man ein Pferd kaufen will. Die Lehrer bitten die Eltern der in der neuen Aufbauabteilung vereinigten Volksschüler zu einer intimeren Sonderbesprechung auf den Schulplatz; man will die Meinung der Eltern hören, ob in den Fächern Latein und Mathematik für eine Gruppe von Schülern, die die volle Freiheit in der Arbeitseinteilung nicht anzuwenden verstehen, eine etwas gebundenere Marschroute eingehalten werden soll, ein pädagogischer Umweg, der freilich bald wieder in die frühere Bahn ganz freiwilliger Mitarbeit ein-

münden müsse. So innig ist hier die Arbeitsgemeinschaft zwischen Eltern und Lehrern, daß jede Gruppe sich nicht scheute, die andere in aller Öffentlichkeit unter selbstverständlichem Dabeisein auch der Schüler auf Mängel und Fehler in der Erziehung aufmerksam zu machen — nichts muß vor einander vertuscht werden.

3. MEINE EINDRÜCKE VON DER OKTOBERSCHULGEMEINDE.

(Ein Elternbrief an den Leiter.)

Das Grundlegende einer Gemeinschaft nach dem Empfinden von Mensch zum Menschen, Bruder zum Bruder, Eltern zu Kindern ist das, in allen Lebenslagen, seien sie freud- oder leidvoll, einander zu tragen und zu helfen ohne Anerkennung sonstiger äußerer Formen oder Unterschiede. Die Aussprache der Eltern gestern über die Art der Erhaltung unserer Gemeinschaft hat mir einen großen Schreck eingejagt. Bloß nicht eine Genossenschaft gründen mit Anteil-scheinen oder sich von Aktiengesellschaften abhängig machen! Ist es nicht möglich, daß diejenigen Glieder, die in der Lage sind, durch finanzielle Besserstellung, über sich hinausgehen zu können, so daß wir die Geldschwierigkeiten überwinden, so muß meiner Ueberzeugung nach die Sache aufgegeben werden.

Als ich im April das Schreiben in der Zeitung las, in Sch. werden Schüler von der Volksschule aufgenommen, bemühte ich mich für mein Kind. Ich bange nicht darum, ob der Junge letzten Endes sein Examen macht; denn der Stoff ist nicht Hauptzweck. Ich bitte die Erzieher von Sch., die Kinder in den Aus-sprachen recht oft mit den einen tiefen Sinn enthaltenden Worten: Gemeinschaft, Menschsein zu beschäftigen, was für die Eltern auch zu empfehlen wäre.

Nun noch ein paar Worte zum zweiten Teil mit dem Kasperletheater und der wandernden Schauspielertruppe, mit der alten Schulkomödie von Tobias und der Schwalbe. Nicht danken möchte ich mit den üblichen Phrasen, Händeklatschen, sondern mich mitfreuen mit den Kindern und Lehrern, die den Eltern zeigen wollten: Seht, so erziehen wir Eure Kinder zur Freude! — Also nochmals festhalten die Gemeinschaft, fort mit allen Einführungen, die nach Moschus riechen. Nicht nörgeln will ich oder kränken; ich habe keinen andern Weg, mich zu verständigen; wir aus dem Volke sind in der Öffentlichkeit schwerfällig oder befangen, auch ein Fehler der Erziehung hinsichtlich der sprachlichen Ausbildung. Verfügen Sie frei über diese Zeilen.

14. X. 23.

Schlosser Buschke.

4. DER ELTERNARBEITSAUSSCHUSS.

Aus einem Beitrag von Frau *Annie Heinrichsdorff*, langjährigem Mitglied dieses Ausschusses.

DER Elternarbeitsausschuß besteht aus vier Müttern oder Vätern, die in der Gesamtschulgemeinde gewählt sind; außerdem nehmen an den Besprechungen dieses kleineren Kreises teil der Leiter, der Kassenführer, augenblicklich mit dem Zeichenlehrer identisch, die Haushaltsvorsteherin, der Landwirt sowie das älteste Mitglied des Schülerausschusses. Man bereitet hier die Schulgemeinden im einzelnen vor und nimmt sich vor allem der Angelegenheiten an, die eine diskretere Behandlung erfordern. So wird die Staffelung des Verpflegungsgeldes geregelt, das jetzt in 8 Gruppen von 90 Pfennigen bis 3,50 M. für den Tag bezahlt werden kann. Die Zugehörigkeit zu den einzelnen Gruppen bestimmen die Eltern nach Selbsteinschätzung*), und nur in höchst seltenen Fällen ist die Rechtmäßigkeit

*) Von den 81 Schülern zahlen augenblicklich 28 90 Pfg., 12 1,10 M., 19 1,25 M., 10 1,50 M., 8 1,75 M., 2 2,20 M., 2 2,80 M., 2 3,50 M. pro Tag. Unter Hinzurechnung auch der Lehrerverpflegungsbeiträge ergibt sich ein Tagesdurchschnitt von 1,34 M.



vom Ausschuß angezweifelt worden; einmal wünschte sogar ein Vater Aufnahme in eine höhere Gruppe, nachdem sein Wochenlohn um nur einiges gestiegen war, und auch so gehörte er noch zu den schlechtest bezahlten Arbeitern unserer Elternschaft. Der Ausschuß hat immer Wege gefunden, arbeitslos gewordenen Vätern den Beitrag, auch bei der untersten Stufe, manchmal über ein Vierteljahr zu stunden oder zu erlassen. Die wertvollste Mitarbeit leistet der Ausschuß bei der Lösung der Schwierigkeiten, die sich aus dem Charakter oder dem Verhalten des einzelnen zur Auffassung und Haltung der Gesamtheit ergeben. So hat er namentlich im schweren Winter 1927-28 wiederholt entscheidend eingegriffen. Das eine Mal handelte es sich darum, der Auffassung eines erst kurze Zeit in der Schule lebenden Lehrers entgegenzutreten, der individuellen Augenblickswünschen jüngerer Schüler mehr nachgegeben wissen wollte, auch dann, wenn ihre Erfüllung nicht zugleich der Gesamtheit dienlich wäre. Oder man nehme die beiden Ausschußsitzungen, in denen es sich darum handelte, über die Zukunft einiger Oberstufler klar zu werden, die ihren individuellen Neigungen nicht so viel Zwang anzutun bereit waren, daß sie den nachwachsenden Generationen ein mitreißendes Vorbild hätten sein können, die nach ihrer Entwicklung im letzten Jahre sich persönlich sicher in einer Berliner Schule wohler fühlen würden.*) Wenn auch eine tiefe innere Erregung und Teilnahme nachzittert, wir freuen uns der Objektivität, mit der wir dieser Schwierigkeit Herr geworden sind; ohne Ueberschätzung der persönlichen Freiheit und ohne Unterordnung unter ein starres Prinzip ist die Entscheidung getroffen worden; die Väter von zweien der Schüler waren langjährige Mitglieder des Elternausschusses und berieten selbst mit über ihr Wohl und Wehe. Mit klarer Erkenntnis sachlicher Notwendigkeiten, mit einfühlendem Verständnis sind Krisen vermieden worden, die auf anderem ähnlichen Boden zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden wären. Der hauptbeteiligte Vater ist nach wie vor im Vorstand des Scharfenbergvereins; die Schüler, die in einer freiheitlich gerichteten Stadtschule ohne Zeitverlust Aufnahme fanden, besuchen uns, um zu sehen, welche Fortschritte man inzwischen auf der Insel gemacht hat.

5. SCHLUSSWORT.

(Aus einem andern Elternbeitrag.)

GEWISS, für das Gros der Berliner Kinder kommt die Schule nicht in Betracht; organisch gewachsen läßt sie sich auch wahrscheinlich nicht verpflanzen; aber gerade deshalb ist Scharfenberg nicht nur in unterrichtlicher Beziehung eine Etappe und, vor den Toren Berlins gelegen, den Kreisen, die es angeht, ein ständiges Vorbild: Hier haben selbstlose Menschen, die nichts weiter besaßen

*) Zu Beginn der ganzen Besprechung wurde verlesen, was Elisabeth Rotten, ohne von diesen Beratungen das Geringste zu ahnen, im Januarheft des DWZ. in fast divinatorischem Zusammenstimmen geschrieben hatte: »Wenn wir erkennen, daß ein Heranwachsender aus seiner Wesensveranlagung sich nicht unter das heroische Ideal der neuen Schule stellen kann und darf, so begingen wir Frevel und übten krasseste Intoleranz und Gewalttat, wollten wir ihm ein Lebensziel aufzwingen, das er sich aus seiner Natur oder seiner Milieugebundenheit nicht wählen würde. Ihm die Möglichkeit geben, seine Lebensrichtung anderweit zu erfüllen, heißt echte Toleranz üben, ohne um ihretwillen etwas vom selbstgewählten Ideal preiszugeben.«

als ihre gute wissenschaftliche Bildung, unbekümmert und ohne praktische Erfahrung, aber unter immerwährender Selbstkritik diesen Staat, nicht wie Handwerker, sondern wie Künstler entstehen lassen. Deutschland hat im Gegensatz zu den allzuvielen Theoretikern, die auf Tagungen das große Wort führen, Mangel an praktischen Pädagogen. Wir möchten wünschen, daß Scharfenberg zu der Aufgabe mit beitrage, daß nämlich unter der Schar der zukünftigen Lehrer, welche die Insel jährlich verlassen, sich zwei oder drei finden, die, ihre Kenntnis der unendlichen Kleinarbeit benutzend, Schulen von ähnlicher Einheitlichkeit als *neue Keimzellen* über Krisen hinweg ins Leben führen.

Anhang. Der Verein der Freunde der Scharfenbergerschulidee e. V.

Ueber den Elternkreis hinaus greift der Scharfenbergverein, um auch die Freunde solcher Pionierschulen zu sammeln, soweit sie nicht als Eltern unmittelbar beteiligt sind.

Er ist gegründet worden in einer Zeit, als die Lage der Schule viel unsicherer war als heute; man wollte das durch die Gunst der Eltern und einzelner Freunde der Sache sowie durch die mühevoll Arbeit der Inselbewohner geschaffene *Gemeinschaftseigentum* juristisch sicher stellen, damit es eventuell auch an anderem Ort dem Dienst der ursprünglichen Idee erhalten bleibe.

Seine Mitglieder stehen noch jetzt auf dem Standpunkte, nicht alles den Behörden abfordern zu sollen, was zur selbständigen freien Auswirkung des Gemeinschaftslebens notwendig ist. Sie wollen weiter mitsorgen und mithelfen, damit die alte Autonomie nicht verloren gehe. Nur das Zusammenwirken von *privater* Initiative und kommunaler Sicherung kann derartig individuelle Kampfgründungen vor schematischer Erstarrung bewahren.

Die eingehenden Gelder werden verwandt zur Versicherung des Viehs, zu Inventarergänzungen in der Küche, zu vorteilhaften Engroseinkäufen von Futtermitteln und von Materialien, die die Schülerinnungen zur nutz- und freudebringenden Ausführung *selbstbeschlossener* Arbeiten brauchen, zur Honorierung eines vorzüglichen Violinlehrers, den die Eltern sonst nicht von Berlin herausschicken könnten, zu Beihilfen für die künstlerischere Ausgestaltung von Festen, alles Mittel, die in unlöslicher Verbindung materieller und geistiger Werte wahrhaft produktiv zu werden versprechen. Diese Ziele fördert, so schließt das vom Vorstand ausgegebene Werbeblatt, wer als Mitglied des Vereins einen Monatsmindestbeitrag von 50 Pfennigen zahlt. Die Mitglieder können in den halbjährigen Versammlungen positive Anregungen geben und werden zu den Festen der Jugend auf die Insel geladen. Sie sollen mit ihr zu einer Gemeinde zusammenwachsen, die Weiterentwicklung der Schule moralisch und finanziell stützen und mit der Zeit *die Schulfarmidee* in ähnlichen Gründungen einem größeren Kreise nutzbar machen.

Für den Vorstand: *Direktor Emil Metz.*

ABGRENZUNGEN

DER LEHRER UND SCHARFENBERG

ES klingt zwar widersinnig. Es hat sich aber in Scharfenbergs bisheriger Entwicklung immer klarer ergeben, daß in der Scharfenberger Gemeinschaft, in der die Schüler Freiheit suchen, die Lehrer, die die Schüler zur Freiheit führen sollen, die Unfreisten sind.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, ein ideales Scharfenberger Lehrerkollegium müsse aus ausgeprägten Persönlichkeiten bestehen, gleichsam aus Kernpunkten innerhalb der Gemeinschaft, von denen ihrer persönlichen Eigenart entsprechende Lebenswerte ausstrahlen. Denn die Scharfenberger Gemeinschaft verlangt mit einer unausgesprochenen Selbstverständlichkeit, daß nicht der Lehrer den Mittelpunkt des Interesses bilde, wie überhaupt Scharfenberg seinem Wesen nach jedem Personenkultus im eigenen Kreise fernstehen muß, sondern daß das Hauptinteresse Scharfenberg selbst zugewendet wird.

Scharfenberg will von den neuen Mitgliedern seiner Gemeinschaft nicht als Verwirklichung einer Idee, sondern als etwas in natürlicher Entwicklung Gewordenes und Befindliches betrachtet werden. Scharfenberg haftet nicht an starren Traditionen. Daher kommt es auch, daß es sich in den wenigen Jahren seines Bestehens entsprechend den wechselnden Zeitumständen und der wechselnden Zusammensetzung seiner Gemeinschaft in seinen äußeren Lebensformen stark verändert hat, daß manches aus den ersten Scharfenberger Jahren bereits der Scharfenberger Geschichte, ja fast der Sage angehört. Und doch bleibt in allen diesen Veränderungen ein wertvoller Kern. Scharfenberg mit seinem ursprünglich primitiven, sehr entbehrungsreichen Leben braucht nicht mit der letzten Petroleumlampe zu verlöschen. Dieser beständige Kern ist die Erinnerung an den starken Freiheitsdrang, der die ersten Scharfenberger dazu trieb, sich eine eigene Gemeinschaft zu begründen und sie nach außen und innen zu festigen. Dieser Kern ist die Erinnerung an die zur Tat begeisterte Freude, mit der die ersten Scharfenberger von der Insel, und an den von heiliger Scheu getragenen Ernst, mit dem sie von den neuen Freiheiten Besitz ergriffen. Freiheit bedeutet in Scharfenberg nicht Ungebundenheit des Einzelnen, sondern einerseits, an Stelle der Unterordnung unter einen äußeren Zwang, die Erfüllung der Verpflichtungen, die sich die Gemeinschaft aus eigener Erkenntnis selbst auferlegt hat, andererseits das Recht, sogar in den wichtigsten Entscheidungen (z. B. über die endgültige Aufnahme oder über die Ausschließung eines Mitgliedes der Gemeinschaft) einen Teil der Verantwortung durch Mitwirkung an der Beschlußfassung zu übernehmen.

Für den Scharfenberger Lehrer entsteht aus diesem Hauptcharakterzug des Scharfenberger Lebens die schwierige Aufgabe, den Schüler die Selbstverantwortlichkeit in allen ihren Phasen und Auswirkungen völlig ungestört erleben zu lassen. Oft waren sicherlich schon Scharfenberger Lehrer versucht, durch Äußerung ihrer eigenen Meinung einen Irrweg der Jugend zu verhüten. Die Scharfenberger Jugend wollte aber — so war es wenigstens in den ersten Jahren — sich ihre Lebensart selbst wählen auch auf die Gefahr hin, daß ihr Weg durch selbstverschuldete Enttäuschungen führte. Die Erfahrungen des Lehrers konnten dabei nur wenig helfen. Die Schüler waren nur dann willig, die Erfahrungen des Lehrers zu glauben, wenn sie selbst nach Hilfe verlangten. Uneingeschränkte Bereitschaft zur Hilfe unter äußerster Beschränkung eigener Zielsetzung ist auch noch jetzt eine der höchsten und schwierigsten Aufgaben des Scharfenberger Lehrers.

Bereitschaft ist auch die geeignetste Einstellung des Lehrers auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet. Seine Tätigkeit auf diesen Gebieten ist durchaus nicht auf den stundenplanmäßigen Unterricht beschränkt. Manche von einzelnen Schülern angeregte Besprechung, mancher auf Wunsch der Schüler veranstaltete Lese- oder Musikabend kann gewiß in der Nachhaltigkeit seiner Wirkung zum mindesten dem planmäßigen Unterricht gleichgestellt werden. Daher braucht Scharfenberg — obgleich andererseits junge Lehrer für eine möglichst vielseitige Beteiligung am Gemeinschaftsleben erwünscht sind — Lehrer, die bereits über ein gewisses Maß von Erfahrungen verfügen.

Dieser bedingten Aktivität des Lehrers auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts entspricht auch durchaus seine persönliche Stellung zu den Schülern. Kurz gesagt kann die Stellung wohl charakterisiert werden als eine eigenartige Mischung zwischen Autorität und Kameradschaftlichkeit. In Scharfenberg besteht natürlich nicht die Möglichkeit, daß durch Zwangsmaßnahmen des Lehrerkollegiums die Autorität des einzelnen Lehrers begründet und gestützt werde. Vielmehr kann die Ueberlegenheit, die dem Lehrer die Ausübung der schwierigen Aufgabe ermöglicht, zu führen ohne zu befehlen, nur erhalten werden durch das Vertrauen der Schüler. Letzten Endes sind die Schüler nur der ganzen Gemeinschaft gegenüber verantwortlich entsprechend den durch Beschluß oder Gewohnheit entstandenen geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetzen. Dieselbe Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber tragen aber auch die Lehrer, und darin liegt ihre kameradschaftliche Stellung zu den Schülern begründet. Gleiche Rechte und gleiche Pflichten der Gemeinschaft gegenüber sind die Bindeglieder einer ernstesten, nicht auf das Persönliche, sondern auf die gemeinsame Sache abgestimmten Kameradschaft zwischen Lehrern und Schülern. In diesem Sinne schrieb mir einmal Herr Studienrat Blume, der Leiter der Scharfenbergschule:

»Ich nehme die bittere Erfahrung mit dem Deutschkurs, der heute vor einem Jahr frisch — fröhlich — treu mit mir in Wolfenbüttel einzog, als einen Stimulus, unter Ausschaltung des Allzupersönlichen rein noch der Sache zu dienen.«

Dieser Dienst an der Scharfenberger Sache, die unbedingte Erfüllung der gleichen Pflichten, die den Schülern von der Gemeinschaft auferlegt sind, ja sogar die Erfüllung dieser Pflichten mit ganz besonderer Gewissenhaftigkeit, dieses Vorleben treuer Erfüllung der durch Eintritt in die Gemeinschaft übernommenen Pflichten auch unter Zurücksetzung persönlicher Wünsche galt in den ersten Jahren Scharfenbergs für die höchste Aufgabe des Lehrers.

Um der Jugend im Sinne Scharfenbergs nach seinen besten Kräften dienen zu können, war der Lehrer auch innerlich bestrebt, sich, soweit es die Sache erforderte, auf eine Insel zurückzuziehen unter Verzicht auf manches, das ihm vorher in seinem persönlichen Leben als wichtig oder gar als unentbehrlich erschienen war. Wenn auch heute das Erlebnis der Kameradschaft zwischen Lehrern und Schülern in geringerem Maße als in den ersten Jahren durch gemeinsames Entbehren bedingt ist, so können doch wohl die Gedanken, die ich einem Brief eines ehemaligen Schülers der Scharfenbergschule entnehme, noch immer wenigstens als richtunggebend für den Scharfenberger Lehrer gelten:

»Jeder Lehrer, der unser Eiland als Pädagoge betritt — d. h. jeder Lehrer muß bei uns mehr Pädagoge als irgendwo anders sein — muß sich ernstlich überlegen, ob er sich ganz der Jugend weihen kann, ja sogar unter Zurücksetzung seines eigenen Menschen und seiner eigenen Arbeit; denn die Jugend ist rücksichtslos. Auch darf man nicht den Gedanken hegen: Ich will es einmal versuchen. Wer so beginnt, fühlt sich innerlich schon nicht ganz gewappnet. So ist jeder gute Wille

bald in eine Enttäuschung verwandelt. Hat man sich aber so weit überwunden, so kommt noch hinzu, daß man nicht nur sich selbst, sondern auch alle lieben Verwandten und Bekannten aufgeben muß außer ein paar flüchtigen Besuchen, und somit ist dem Betreffenden alle Liebe und liebenswürdige Behandlung entzogen, was die Schüler in keinem Falle ersetzen können.«

Der Einzige, der bisher alle genannten Anforderungen, die unter Anpassung an innere und äußere Veränderungen Scharfenbergs auch jetzt noch an die Lehrer gestellt werden, erfüllt hat, ist wohl der Begründer und Leiter der Scharfenbergsschule selbst. Alle anderen Lehrer waren, wenn ihre Tätigkeit von längerer Dauer war, zu Kompromissen gezwungen. Diese für Scharfenbergs Zukunft bedeutsame Tatsache mag wohl darin ihren Grund haben, daß jemand nur dann sich einer Sache in dem von Scharfenberg geforderten Maße mit seiner ganzen Persönlichkeit zu widmen auf die Dauer imstande ist, wenn er darin die Erfüllung eines eigenen Lebensziels erblickt.

*Erich Bandmann, Lehrer der Math. u. Musik
in Sch. 1923-26. Studienrat in Berlin.*

ÜBER SCHARFENBERG IM VERGLEICH MIT DEN LANDERZIEHUNGSHEIMEN.

SEIT Hermann Lietz Ausgang des vorigen Jahrhunderts in Deutschland die Landerziehungsheime gründete, ist diese pädagogische Richtung durch Kampf zum Siege geführt worden. Denn in ernsthaften Kreisen wird der pädagogische Wert der Heimerziehung in ländlicher Umgebung, wo die geistige Bildung von einer angemessenen handwerklichen, praktischen Betätigung begleitet wird, nicht mehr in Frage gestellt. Die große Abneigung, die man in Deutschland im Gegensatz zu England gegen die »Heimerziehung« hatte, da man die »Familienerziehung« für das Ideal schlechthin hielt, scheint im Verschwinden zu sein. Das mag an einer besseren Einsicht in das moderne Heimwesen liegen, es mag aber auch sein, daß man der Familie gegenüber kritischer geworden ist. Man mag Strindbergs Auffassung von der Familie als »der Hölle der Kinder«, »wo unschuldige Kinder zu ihrer ersten Lüge gezwungen, wo die Willenskraft durch Willkür geknickt, wo das Selbstgefühl von engewohnenden Egoismen getötet wird« für den Normalfall als übertrieben ablehnen. Ein Kern dieser Strindbergschen Kritik bleibt trotzdem bestehen. Die Familie in ihrer durchschnittlichen Beschaffenheit wird nicht in gleicher Weise wie ein Heim befähigt sein, außer der geistigen auch die charakterliche, gesellschaftsfördernde Erziehung zu gestalten. Treten nun noch gar besondere Erschwerungen auf, wie das Leben in der Großstadt mit ungenügender Wohnung und wirtschaftlicher Not, so ergibt sich die Heimerziehung ganz von selbst.

Was hat denn nun aber Scharfenberg vor den zahlreichen viel älteren Gründungen voraus? Da ich die Lietzschen Heime aus eigener Mitarbeit vor mehreren Jahren kennengelernt habe, hatte ich auch die Grenzen ihrer Wirksamkeit gesehen: sie sind viel zu kostspielig, um für unsere Volksgesamtheit eine andere als programmatische Bedeutung zu erlangen. Und auch die Erfahrungen in und mit den Heimern werden durch die soziale Schichtung der Schülerschaft ihrer Allgemeingültigkeit beraubt. Darum war es für mich ein Erlebnis, als ich im Herbst 1926 zum erstenmal die Gelegenheit hatte, Scharfenberg kennenzulernen. Es war nur ein kurzer Besuch, aber er genügte, um zu jubeln in dem Bewußtsein: endlich ist es gelungen, das Landerziehungsheimleben *jedem* gesunden und

innerlich hierzu bereiten Jungen zugänglich zu machen. Diese Tatsache befriedigt nicht nur mein Gerechtigkeitsgefühl, sondern verbürgt die Erprobung neuzeitlicher Erziehungsgrundsätze an einwandfreiem »Schülermaterial«, wenn das Wort gestattet ist. Die allgemeine Erziehung soll nicht auf kulturell überzüchtete oder schon verbrauchte Schichten, auch nicht auf solche, die durch die gesellschaftliche Umgebung besonderen Einflüssen unterworfen sind, gerichtet sein.

Die praktische Möglichkeit für eine sozial vollkommen gemischte Zusammensetzung der Schülerschaft liegt darin, daß die Schule eine öffentliche, städtische ist, wo die Lehrkräfte wie an irgend einer anderen Schule von der Stadt angestellt sind und die Schüler ihr Schulgeld wie sonst auch bezahlen in der bekannten sozialen Staffelung. Für ihren Lebensunterhalt bezahlen sie einen täglichen Zuschuß von 90 Pfennig an, der ebenfalls einer sozialen Staffelung unterliegt. Berlin hat also einer städtischen Schule das Gelände, die märchenhaft schöne Insel Scharfenberg, zur Verfügung gestellt und damit allein das oben bezeichnete Ziel erreicht. Ich spreche hier nur von den äußeren, wirtschaftlichen Voraussetzungen; daß das ganze Unternehmen überhaupt begonnen und das Ziel auch innerlich erreicht wurde, ist das Verdienst des Führers und seiner Mitarbeiter, die zum wesentlichen Teil nun schon aus seiner Schule hervorgegangen sind.

Wenn ich ein hervorstechendes Ergebnis dieser Besonderheiten Scharfenbergs feststellen soll, wie ich es bei mehrmonatlichem Mitleben beobachtet habe, so ist es die viel größere Freiheit, in der der Schüler heranwachsen darf und — soll! Die Erweckung der Selbständigkeit ist und bleibt nun einmal die Hauptaufgabe jeder Erziehung. Und sie ist weitgehend erfüllt. So ist zu hoffen, daß von Scharfenberg eine vorwärtsstoßende Bewegung ausgeht, all den Großstadtkindern, die es nötig haben, diese Lebensstätte zu schaffen, wo ihr Wille, ihre Tatkraft und ihr Geist in gleichem Maße zu freier Entwicklung gelangen können.

Dr. Walter Ackermann, Lehrer der Math. in Sch. seit Ostern 28.

SCHARFENBERG UND WICKERSDORF.

ES ist nicht ganz leicht, die »Freie Schulgemeinde« und »Schulfarm« gegenüberzustellen. Wickersdorf und Scharfenberg sind zwar Glieder einer Entwicklungskette, berühren sich wohl in dem Einen, auf das es letzten Endes ja ankommt, in dem Willen zur neuen Erziehung, haben aber andererseits zu viel Verschiedenes, sich nicht Entsprechendes, als daß in sorgfältiger Antithese Punkt für Punkt verglichen werden könnte. Als erschwerender Umstand kommt noch hinzu, daß sich Wickersdorf in den 22 Jahren seit seiner Gründung in den Grundzügen gleich geblieben ist, Scharfenberg aber während sechsjährigen Bestehens sich erstaunlich verändert hat. Aber vielleicht liegt gerade dieser Tatsache ein Faktum zugrunde, dessen Erkenntnis für die Entwicklung Scharfenbergs fruchtbar werden kann, und dessen Aufzeigung uns ermöglicht, in Scharfenberg und Wickersdorf doch zwei verschiedene Schulsysteme zu sehen und gegenüberzustellen.

Wickersdorf wurde aus den Lietzchen Heimen heraus und in bewußter Abkehr von eben diesem »Heimcharakter« gegründet, um eine Kulturstätte für die Jugend unabhängig vom Elternhaus zu schaffen. Das wesentliche Neue war damals: Gemeinschaftsverbundenheit von Lehrern und Schülern in der Natur, jedoch mit deutlicher Hervorhebung des Führer-Verhältnisses, eine Demokratie also, die weniger der der heutigen Staatsformen, als der antiken ähnelt. An Bildungswerten wurde im Laufe der Zeit assimiliert, was in die Kultur sich einfügte:

zu Bach kam Bruckner, zu Spitteler George, Shakespeare wurde, in zwar einseitiger, aber erzieherisch durchaus wertvoller Weise »wickersdorft«; anderes wieder wurde rücksichtslos ausgeschieden. Daneben trat von Anfang an eine für die damalige Zeit des Kadetten- und Turnerdrills noch außerordentliche Betonung des Sports und der Gymnastik, wie sie heute, in der Zeit der wieder auflebenden Olympiaden, selbstverständlich geworden ist. Auch hierzu war wohl die Antike mehr oder minder bewußtes Vorbild. Es soll hier jedoch nicht das geistige Programm Wickersdorfs geschildert werden, das man in Wyneckens Schriften nachlesen kann. Wesentlich ist, daß hier ein Erziehungsideal fertig vorhanden war, das verwirklicht werden sollte und tatsächlich auch in Wickersdorf verwirklicht und sich in den Wesenszügen bis heute gleich geblieben ist.

Welches Scharfenberg soll ich nun diesem einheitlichen Wickersdorf entgegenstellen? Denn es gibt zwei Scharfenbergs in deutlich erkennbarer zeitlicher Abfolge; der Trennungsstrich ist Ostern 1926 anzusehen, als der letzte Gründerjahrgang die Insel verließ und die zweite Aufbauabteilung sie betrat. Die ersten vier Jahre erhielten ihr Gesicht einerseits durch ihre Eigenschaft als Jahre der Gründung, der inneren und äußeren Kämpfe; andererseits durch die Zusammensetzung der Schülerschaft aus dem Bürgertum, »höheren Schülern« also, die mit Begeisterung eine Primitivität als ein Neues vorfanden und positiv umwerteten. Diese Zeit war durchaus romantisch. Die zweite Periode ist die jetzt noch andauernde der äußeren und inneren Befestigung, zugleich die der Aufbauschüler. Sie ist, im Gegensatz zur ersten, sachlicher eingestellt. (Daß man denen, die vom großstädtischen Proletariat herkommen, genau das Entgegengesetzte bieten muß, was man verwöhnten Bürgersöhnen geboten hat, nämlich Vollkommenheit der äußeren Einrichtungen, nicht Primitivität, die denen zu Hause die Notwendigkeit diktiert, diese Erkenntnis klingt anfangs paradox, setzt sich aber jetzt in Scharfenberg durch¹). Wenn auch der Gegensatz dieser zwei Epochen nicht so sehr grundsätzlicher Art ist, als sich vielmehr aus dem natürlichen Ablauf der Dinge selbst ergibt, daß stets auf eine Zeit des Theoretisierens und Kämpfens eine ruhigere des praktischen Ausbaues folgt, wenn die Dinge, um die man gekämpft hat, sich eingestellt haben, so kann man doch deutlich zwei Scharfenbergs unterscheiden: das bürgerlich romantische und das proletarisch sachliche. Welches das eigentliche sei, soll hier nicht entschieden werden. Vielleicht wird die Insel zum dritten Male ein anderes Gesicht erhalten, durch Einführung der Koedukation zum Beispiel²). Und dieses sich ständig ändernde Scharfenberg das ist das eigentliche Scharfenberg. Es wird sich den Bedürfnissen der jeweiligen Schülerschaft anpassen, nach ihrer Vorbildung, Herkunft, Begabung. Die Bildungsobjekte werden wechseln. Es gibt keine Scharfenbergsschulidee, wie es eine Idee Wickersdorfs gibt. Scharfenberg sind die Scharfenberger. Und jeder neue Scharfenberger gibt ihm (sofern er nur selbst eins hat) ein neues Gesicht.

Wir haben also dem (antiker Form sich nähernden) Typ Wickersdorf: die Idee

¹) Am Mangel dieser Einsicht ist auch die Entwicklung der ersten Aufbaugeneration gescheitert: Wir hatten damals nichts Eiligeres zu tun, als ihnen unsere Ideologien vorzusetzen, die freilich für uns keine waren, da wir sie uns selbst geschaffen hatten, von denen wir aber nicht voraussetzen durften, daß sie Volksschüler, deren Mentalität und Idealismus wir in romantischer Verblendung überschätzten, akzeptieren würden.

²) Auf die Koedukation selbst kann in dieser generellen Gegenüberstellung nicht eingegangen werden, denn weder ist sie etwas eigentümlich Wickersdorfsches, noch haben bisher in Scharfenberg andere als äußere Gründe gegen ihre Einführung gesprochen.

als ein Vorgefaßtes, den (nordischen) Typ Scharfenberg: den des Wachsenlassens entgegenzustellen.

Scharfenberg ist »stillos«. Und seine Großstadtnähe trägt dazu bei, es hat nicht die Natur, die Wickersdorf in großartiger Weise die Folie abgibt. Vor den Toren der Stadt Berlin ein Stück Park, drüben das Freibad, hier exotischer Bambus neben dürrer Kartoffelacker und blühenden Kirschen, kann es etwas Stilloseres geben?³⁾ Scharfenberg ist, wie dieses Berlin, von dem es ein Stück ist, in einer Entwicklung, von der man nicht weiß, wohin sie führt; es muß, will es nicht auswandern und sich stilvoll in eine Landschaft betten, wie Berlin aus dieser Stilllosigkeit seinen Stil machen.

*Karl Berisch,
Abiturient 1925; Student der Kunstgeschichte.*

STADTSCHULE UND SCHARFENBERG.

WIE sollte dem die Wahl schwerfallen, der aus den luft- und lichtleeren Straßen der Großstadt hinausfährt auf das grüne Eiland Scharfenberg! Welcher Schüler möchte nicht tausendmal lieber in freier Natur unter schattigen Zweigen als in dumpfem Klassenraum zwischen vier Wänden seine Schulzeit verbringen!

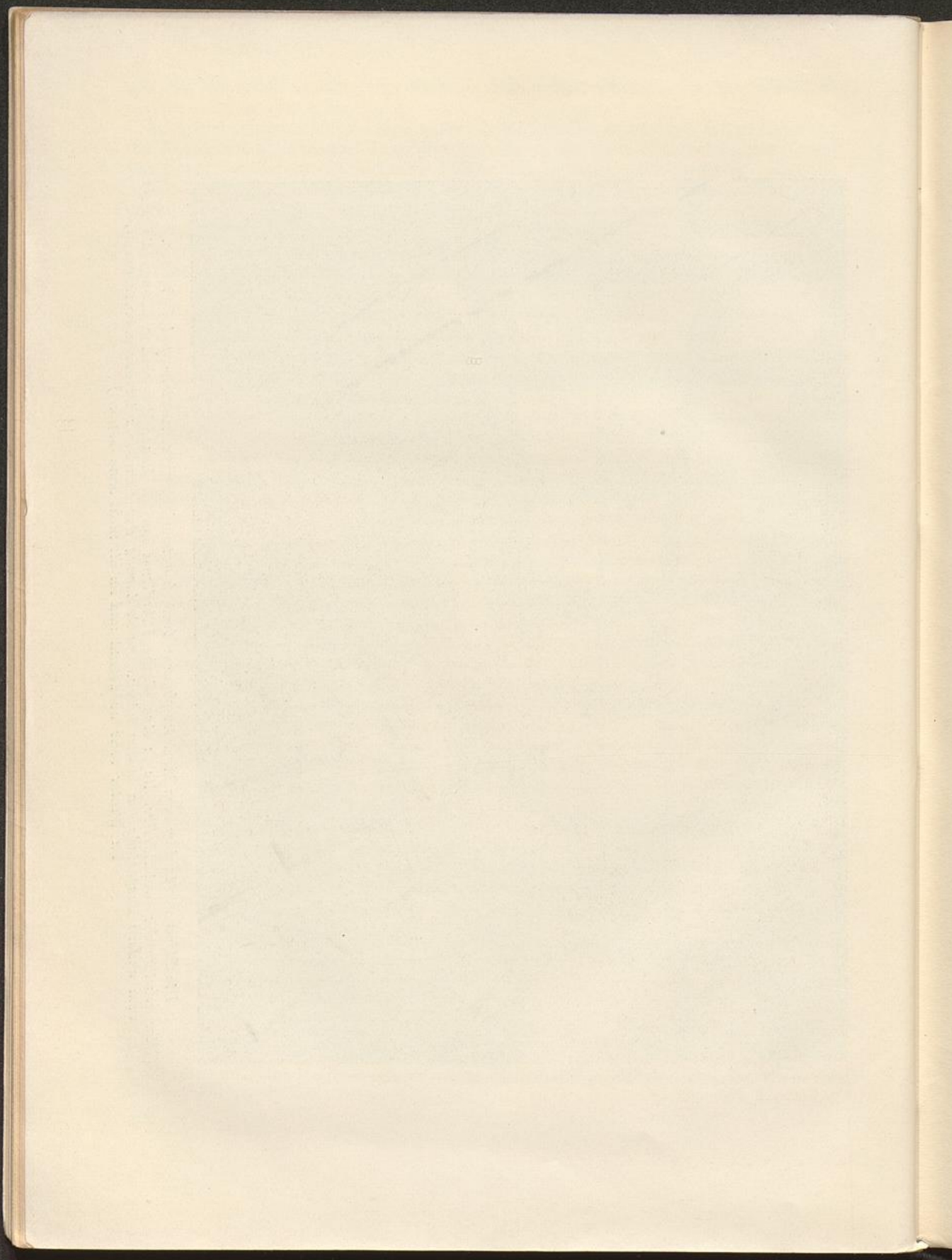
Aber das trifft den Kernpunkt gewiß nicht, heute hat schon manche Berliner Schule neben ihrem Stadtgebäude draußen vor den Toren im Walde eine zweite Heimat gefunden. Wer die Verhältnisse der Stadtschule und der Schulfarm Scharfenberg kennt, der weiß, wie grundverschieden die pädagogischen Ziele bei beiden sind, ja sein müssen, weil die Innenschule durch so vieles so überaus begünstigt ist, — durch ihre Leitung, ihre Lage, ihre Struktur; hier geht es nicht nur um körperliche Erholung unserer Großstadtjugend, — hier will man die jungen Menschen auch fernhalten von allem Schlechten, das die Stadt bietet, will sie zu einem neuen Geschlecht heranziehen, das — gleich kräftig im Geistigen und im Körperlichen — Goethe und Plato zu lesen versteht und Spaten und Motor zu handhaben weiß.

So ist denn auch das Bild, das uns in Scharfenberg entgegentritt, zu Zeiten ganz verschiedenartig. Fahren wir am Mittwoch-Nachmittag hinaus, so finden wir fröhliche junge Menschen in kleinen Gruppen, teils auf den Bäumen beim Kirschenpflücken, auf den Feldern beim Kartoffelnaufmachen, bei der Heuernte als unentbehrlicher Helfer des Landwirts, — wir sehen sie in den Werkstätten produktive Arbeit leisten, denn die Schulfarm — der kleine Staat im Staate — fordert unablässig von seinen Mitgliedern praktische Arbeiten, die nun wohl bald alle Arten der Handfertigkeit umfassen. So wird Lehren und Lernen zum Leben. Die freie Wahl *einer* »Zunft«, der man dann treu bleibt, ohne die anderen Fertigkeiten ganz beiseite liegen lassen zu müssen, gibt die Möglichkeit, in diesem Fache über oberflächliches Kennenlernen zu gewissen Fähigkeiten zu kommen. Im Vergleich zu diesem idealen Zustand muß der Werkunterricht in den Stadtschulen mit recht bescheidenen Ergebnissen zufrieden sein. Selten nur, z. B. wenn ein

³⁾ Man kann an den vier Gebäuden Scharfenbergs nicht nur vier verschiedene Baustile, sondern auch vier Entwicklungsperioden studieren: Das Bollehaus (die Zeit der reinen Wissenschaftlichkeit), das Wirtschaftsgebäude (Hinzutreten der Landwirtschaft als 2. Hauptfaktor), das Holzhaus (Erweiterung mit primitiven Mitteln), und der »Neubau« (Ausbau auf großzügiger Basis).



*Die Fährwarte in dem vom Magistratsbaurat Ermisch entworfenen Werkstätten- und Fährhaus.
(Hier arbeiten die zwei Schüler, die je eine Woche Fährdienst tun; in dieser Uferbastion können sie Ruhe
vom andern Seegestade am besten hören. Die Bedienung des Fährboots ist verantwortungsvoll,
im Winter sehr abhärtend und im Eis nicht ohne Gefahr.)*



Schulfest mit allen Vorbereitungen naht, gewinnt hier der Handfertigkeitsunterricht praktische Bedeutung.

Und das andere Bild, das man auf der Insel zu sehen bekommt, wenn man schon früh um 7 Uhr dort eintrifft? — Unter Bäumen, im strohgedeckten Kral, in Veranden bei schlechtem und kaltem Wetter — und über diese Eigenschaften des Wetters lernt man in Scharfenberg sich weitgehend hinwegzusetzen — sitzen eifrige Klassen oder Gruppen mit ihren Lehrern an langen Tischen. Nun, diesen Anblick kann man heute auch schon in manchen modernen Stadtschulen finden, wie z. B. in der I. Städtischen Studienanstalt in Berlin oder Eichkamp. Aber in Scharfenberg schwindet doch fast vollkommen der Eindruck, daß hier Schule gehalten wird, — kein Schuldiener fragt den Besucher nach seinem Begehren, keine langgedehnten Flure und eintönig grau getünchten Räume nehmen uns auf, keine Turnhalle steht zur Verfügung, — geben nicht die Spielplätze und der See ein großes Betätigungsfeld für den Sport? Wie zwanglos spielt sich hier der Unterricht ab, und doch werden literarische Fragen und wissenschaftliche Probleme mit großem Eifer und aller Vertiefung behandelt. Der Stadtlehrer, der hier zum Besuch weilt, wird von dem Alpdruck der Hast erlöst, der ihn trotz aller Lehrfreudigkeit in der Stadtschule meist nicht verläßt. — Wissenschaft treiben heißt Vertiefung, Eindringen in einen Stoff. Auf der Insel steht oft dem Lehrer eine ganze Woche lang mit ihrem täglichen Vormittag allein für eine Klasse zur Verfügung, wie herrlich läßt es sich dann aus dem Vollen schöpfen, dann kann er Geschichtsquellen in Fülle heranziehen, kann einzelne Gruppen bilden, die durch ihre Vorarbeit ein Gesamtbild ermöglichen. Und sollte etwa die Zeit noch nicht langen oder sollte vor allem Uebereifer die Kraft schon nach 4 Stunden an einem Tage erlahmen, dann bleibt noch der Nachmittag, an dem man dann den Faden wieder aufnehmen kann. Greift die Kulturkunde in einzelnen Epochen auf abgelegenere Dinge über, muß sie von mathematischen Lehrgebäuden, von naturwissenschaftlichen Systemen oder vom Einfluß fremder Nationen sprechen, dann marschieren die Fachkollegen auf mit ihren Kurslern, die schon in ihren Stunden die betreffenden Gebiete zum Gegenstand ihrer Studien gemacht haben. Da wird dann die Konzentration buchstäblich geübt, während man in der Stadt infolge des festliegenden Stundenplanes nur in Konferenzen einige wichtige Konzentrationspunkte, die nur zu oft Theorie bleiben, schriftlich festlegen kann, da gegenseitiges Hospitieren der einzelnen Lehrer recht selten möglich ist. Und vom Unterrichtslichen ganz abgesehen wirkt das Gemeinschaftsleben von früh bis spät an den einzelnen dauernd erziehend auf die jungen Menschen. Demgegenüber bleibt die Tagesschule doch vor allem auf Unterricht, d. h. Uebermittlung von wissenschaftlicher Arbeitsweise und Kenntnissen, beschränkt. Wie manchem würde dieses oder jenes bittere Erlebnis später im Leben erspart bleiben, wenn er als Schüler gelernt hätte, von seinem Einspännertum sich hinüberzufinden zu sozialem Verständnis.

Und doch, wie ganz anders steht es jetzt schon um das innere Leben in manchen Schulen, die, vom neuen Geist ergriffen, bereits erfreuliche kameradschaftliche Zusammenarbeit von jugendbegeisterten Lehrern und schulfreudigen Kindern aufweisen. Das zeigt sich am besten in den Schulen, in denen die »Schulgemeinde« Geltung hat und reges Leben an den Tag legt; sie erzieht die Schüler zur Selbständigkeit und läßt die Schranke zwischen Lehrer und Schüler, wenn nicht ganz, so doch merklich schwinden. Hier liegen für die Stadtschulen noch große Aufgaben, durch die Schulgemeinde gemeinschaftsbildend zu wirken. In Scharfen-

berg regelt sie als »Abendausprache« das gesamte innerstaatliche Leben, gibt sich völlig autonom selbst ihre Gesetze.

*Julius Wolff,
Altphilologe in Scharfenberg 1922 bis 1926,
seitdem in Berliner Stadtschulen.*

SCHARFENBERG UND DIE GROSSSTADT.

ZWEIERLEI verbindet Scharfenberg mit der Großstadt: die räumliche Nähe und die Herkunft seiner Bewohner; zweierlei trennt Scharfenberg von der Großstadt: die ländliche Lage und die innere Haltung.

1. Scharfenberg liegt im See- und Waldgürtel Berlins. In anderthalbstündiger Straßenbahnfahrt kann es vom Zentrum der Stadt aus erreicht werden; im Sommer umtosen es die badenden Massen der Ausflügler. So ruht es nicht als Wandervogelsiedlung in romantisch idyllischer Abgeschlossenheit, sondern steht in ständigem Kontakt mit dem Betriebe der Großstadt. Jeden zweiten Sonntag können die Schüler im Kreise ihrer großstädtisch gesinnten und lebenden Familie verbringen; dazwischen kommen die Eltern selbst auf die Insel heraus, und sie und die anderen häufigen Besucher und Besichtigter bringen ihr Großstadttum mit. Bisweilen werden auch Ausstellungen, Theater und Konzerte besucht. Freilich könnte man diese Vorzüge aus größerer Entfernung bei einer länger vorbereiteten und lange nachklingenden Reise seltener und eindrucklicher genießen; und der dauernd gewährte Zusammenhang mit der Großstadt ist durch die größere Unruhe des Lebens, den erleichterten Rückfall in die üblen Angewohnheiten des Berlinertums, die oft mehr aufreibende als fruchtbare Spannung zwischen altem und neuem Heim teuer erkauft.

2. Die Bewohner Scharfenbergs entstammten früher mehr einem reformfreudigen Bürgertum, jetzt zum größeren Teile einer aktionsfähigen Arbeiterschaft; immer aber kommen sie aus der Großstadt und bringen zunächst deren Menschenart und Lebensformen mit. Als Berliner sind die Scharfenberger unsentimental gegenüber Gefühlsromantik, aber auch leicht ehrfurchtlos vor hohen Werken und Menschen; lebendig und beweglich im Unterricht, doch häufig ohne nachhaltiges und geistiges Interesse; zugänglich und witzig im Verkehr, oft aber ohne jede Kultur des Umgangs, des Sprechens und Essens. Diese Großstädter vermögen natürlich nicht in den patriarchalisch feudalen Formen Lietz'scher Landerziehungsheime zu leben, sondern nur in der radikal demokratischen Verfassung der Abendausprache, wo Lehrer und Schüler gemeinsam mit je einer Stimme das Zusammenleben regeln, die Ämter besetzen und über Verbleib oder Abgang der neu Aufgenommenen entscheiden. Freilich wäre es falsch, Scharfenberger und Berliner gleichzusetzen; denn was sie nach Scharfenberg geführt hat, das hat sie eben aus Berlin vertrieben.

3. Das Bild Scharfenbergs ist bestimmt durch See und Park, Feld, Garten und Wiesen, kurz durch das Ländliche. Ihm entspricht das Scharfenberger Leben in seiner Verbindung von körperlicher und geistiger Arbeit und ihrem Wechsel mit einem unsportmäßig betriebenen Spiel. In dieses neue Milieu sich zu finden, hat für einen Großstadtjungen mancherlei Schwierigkeiten; von 30 Neuaufgenommenen verlassen etwa 6 bis 7 regelmäßig im Laufe des ersten Jahres wieder die Insel. Daher bedeutet die Anmeldung für die Eltern ein gewisses, wenn auch durchaus gerechtes Wagnis. Dagegen ist der Rückweg in die Großstadt am Ende der Schul-

zeit bisher immer leicht und oft zu schnell gefunden worden; denn der Scharfenberger bleibt gleichwohl großstadtfähig. Für ihn ist das Landleben und der ständige Umgang mit der Natur kein aesthetisches Genießen und keine sentimentale Hingabe, sondern eine Aufgabe, die ernste, zupackende Tätigkeit erfordert. In den Gruppen der Landwirte und Gärtner, der Tischler, Schlosser, Maler und der Gruppe »Allzeit bereit« wird eine durchaus notwendige, rentable und oft recht harte, der individuellen Bequemlichkeit widersprechende Arbeit geleistet, so daß sich weder Pennäler noch Wandervögel auf die Dauer in Scharfenberg halten können. Weil Scharfenberg einen großen Teil seiner Verpflegung selbst erzeugt, weil die Scharfenberger ihre Häuser selbst rein und instand halten, nur dadurch vermochte es die Inflationszeit hindurch zu bestehen, nur dadurch die niedrigen Kostgeldsätze zu erreichen, durch die Scharfenberg einen ganz unkapitalistischen, nicht von zahlenden Ausländern abhängigen Charakter bewahrt hat. In dieser leistungsreichen Arbeit findet aber nicht nur die Schulfarm ihr Bestehen, sondern auch der Einzelne die Befreiung von jugendlicher und großstädtischer Problematik. Und da die stärkeren Ansprüche, die sich aus dem beständigen und allerengsten Zusammenleben mit den verschiedensten Kameraden in größerer Reibungsbreite ergeben, noch hinzukommen, so ist das Produkt des Scharfenberger Milieus nicht der weltfremde Idylliker, der unzeitgemäße romantische Sonderling, sondern der gesunde, praktische zupackende Mensch.

4. Doch es ist nicht das äußere Milieu, das Scharfenberg letztlich und entscheidend von der Großstadt trennt, sondern die innere Haltung, der Geist, der sich dem Geist der Großstadt, dem Amerikanismus und seinen Äußerungen in Klassenkampf, Sport und Technik entgegenstemmt. Obwohl Scharfenberg aus der Großstadt herausgewachsen und von ihren Behörden in mannigfacher Weise abhängig ist, hat es sich auf kein Klassen- oder Parteiprogramm festgelegt, hat es die Unterstützung der verschiedensten Parteien des Stadtparlamentes, der gemäßigt oder radikal gerichteten Stadtschulräte genossen. Und ohne Unterschied wohnt der Sohn des Maurers zusammen mit dem Sohne des Bankdirektors. In gleicher Weise hat man von der Insel die moderne Technisierung fernzuhalten vermocht. Gewiß gibt es auf Scharfenberg elektrisches Licht, Kreis- und Bandsäge, eine Drehbank und seit kurzem eine Beregnungsanlage, denn diese Dinge stehen im Dienste des Menschen, ohne seine Arbeit maschinenhaft zu entseelen; Telephon aber und Radio, die in die Bereiche des Geistes und der Moral eindringen, gibt es nicht; weder das Telephon, das jeden edlen menschlichen Verkehr vernichtet, indem es uns einander mit jeder Kleinigkeit aufdringlich stören läßt; noch das Radio, das mit seinem zusammengewürfelten Allerweltsprogramm und seinen oberflächlichen 20-Minuten-Vorträgen der grassierenden Halbbildung Vorschub leistet, Kunst, Wissenschaft und Religion dem Unterhaltungsbedürfnis eines sensations- und abwechslungs-lüsternen, jeder inneren Vorbereitung, Sammlung, Vertiefung und ehrfürchtigen Feierlichkeit abholden Publikums dienstbar macht. Nach beidem besteht in Scharfenberg kaum ein Bedürfnis, ebensowenig nach dem modernen Sport, dieser Reaktionserscheinung und zugleich diesem Produkt großstädtisch amerikanisierten Lebens mit Wettbewerbskonkurrenz, Maßlosigkeit der Höchstleistungen und Sensationsgier; er hat dort gegenüber der körperlich kräftigenden wie sozial fruchtbaren und schöpferischen Handarbeit keinen Boden gefunden; nur die natürlichen Erscheinungen des Dauerlaufs um die Insel am Morgen, des Badens und Schwimmens im Sommer, des Schlittschuhlaufs im Winter und des reinen, jugendgemäßen Spiels sind hervorgetreten; vielleicht wird einmal die Gymnastik eine Stelle im Scharfenberger Leben auszufüllen haben.

Denn was uns neben unserer körperlichen Ausarbeitung noch am ehesten nützte, wäre nicht weitere Anspannung der Muskeln, sondern Pflege einer schönen Körperhaltung und Anmut der Bewegungen. Gegenüber dieser mehr verneinenden Abgrenzung gegen den Geist der Großstadt erblicken wir den eigentümlichen Sinn Scharfenbergs nicht so sehr in der intensiveren und umfassenderen Erziehung einer elitenmäßig gezeuhteten Führer- und Lehrerschicht als in zwei anderen, gerade und nur solchen Schulen wie Scharfenberg eigentümlichen Werten, einem menschlich persönlichem und einem kulturell geistigen. Denn einmal bleiben die Menschen, die in den entscheidenden Entwicklungsjahren ihr Leben in einem Reich, wie Scharfenberg es ist, mit innerer Teilnahme zubringen, frei von der Hast der Großstadt, welche körperliche wie geistige Gesundheit zerstört, sie erlangen eine Ruhe und selbstverständliche Sicherheit, mit der sie später nicht widerstandslos im technisch-kapitalistischen Betriebe der Großstadt darin stehen, sondern über ihm stehend ihn zu beherrschen und vielleicht auch umzugestalten vermögen. Die Notwendigkeit solcher Menschen ist nicht weiter zu begründen. Daneben aber kann in einem autonomen, durch die Insellage teilweise abgeschlossenen Kreise in heutiger Zeit noch ein natürlich einfaches und schönes Leben mit körperlicher Arbeit und Spiel, mit geistigem Lernen und Feiern gelebt werden, wo der Einzelne seine Kräfte frei entfaltet und zugleich der Gemeinschaft dient, kurz ein Gesamtlebensideal, wie es von den Entdeckern unserer Erziehung und Kultur, den Urpädagogen schlechthin, den Griechen einst gestaltet wurde, wie es unsere alte mitteleuropäische Kulturtradition in mannigfachen Renaissancen überliefert hat, wie es heute gegenüber den andrängenden, siegreichen Mächten westlicher Zivilisation und östlichen Barbarentums nur noch in kleinen Kreisen verwirklicht werden kann, und zwar gerade von Jungen, die unverkrüppelt vom einseitigen Spezialistentum der Klassen, Berufe, Arbeitsteilungen die menschlichen Kräfte in ihrer Totalität entfaltungsfähig in sich tragen. In der Erhaltung ruhigen und gesunden Menschentums und in der Wahrung der mitteleuropäischen Kulturtradition, die wir nicht aufgeben können, ohne unser eigenstes Wesen aufzugeben, liegt der geistige Sinn Scharfenbergs.

Dr. Wilhelm Richter, Mitarbeiter als Student seit 1922, jetzt Referendar.

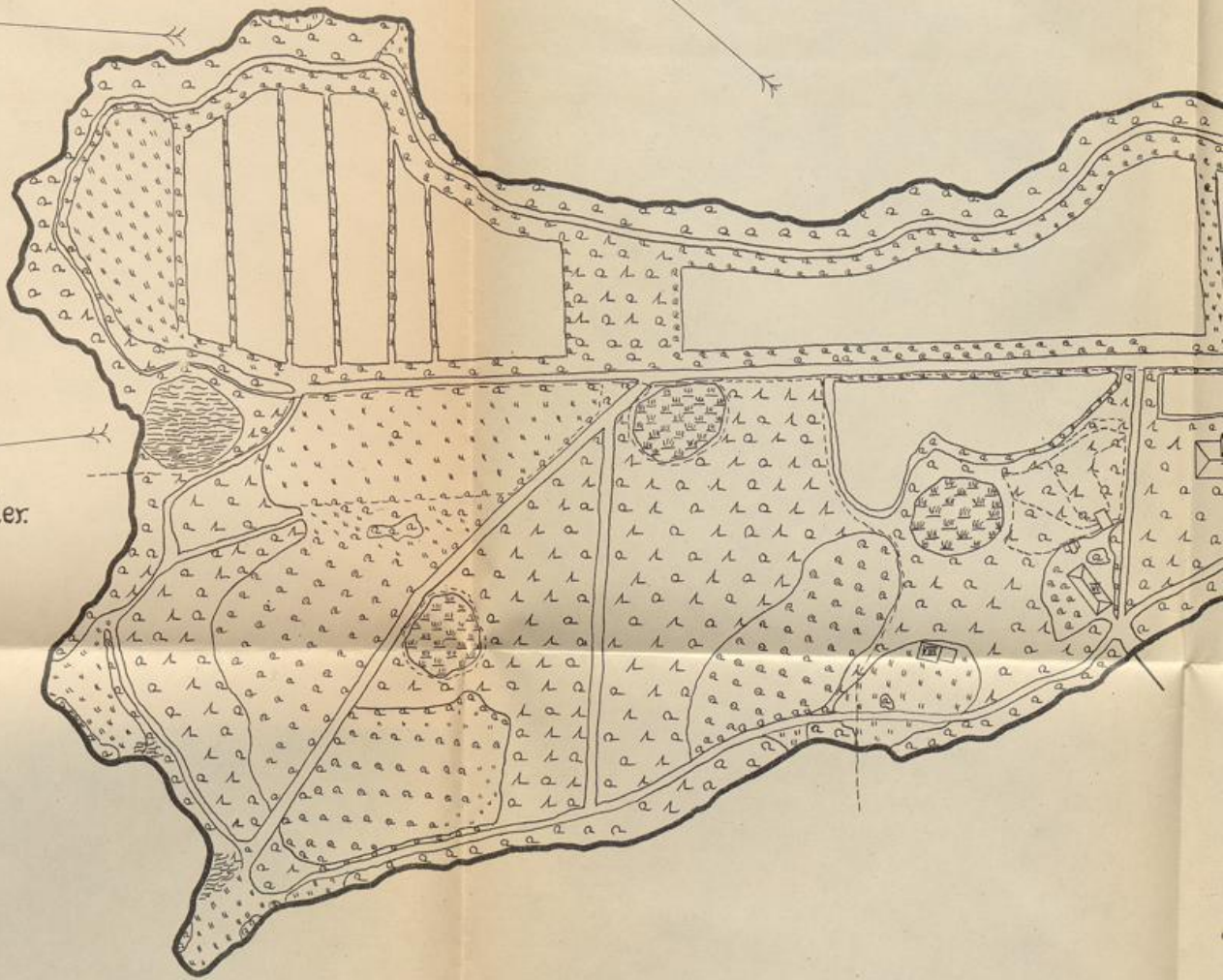
LITERATUR ÜBER SCHARFENBERG

- W. Blume* in *Fr. Hilker*, Deutsche Schulversuche, Berlin, Schwetschke 1924.
W. Lehmann, Die Schulfarm-Insel Sch., Heft 4 des V. Jahrgangs des Pädagogischen Zentralblatts.
G. Metz, Schulfarm Sch., Das werdende Zeitalter 1926, S. 179 ff.
E. Witte, Der wechselnde Stundenplan, Neue Erziehung 1925.
W. Saupe, Gedanken über Scharfenberg, Neue Erziehung 1927, S. 771 ff.
C. Cohn, Noch einmal die Schulfarm, Neue Erziehung 1928, S. 30 ff.
E. Rotten, Das Janusgesicht der Schule, DWZ. 1928, S. 1 ff.
 In dem zuletzt angeführten Aufsatz hat Elisabeth Rotten, selbst einst über ein Jahr Lehrerin in Scharfenberg, den Sinn dieser Gründung im Moment einer Krisis aus der Ferne am innerlichsten erfaßt und sie am schönsten in die allgemeine Bewegung eingeordnet.
 Die kürzeste Zusammenfassung findet man in *W. Landé* und *W. Günther*, Schülerheimen, Weidmann 1927, die anschaulichste Darstellung im Deuligfilm »Eine Schulfarm der Stadt Berlin«.
W. Blume in *Nydahl*, Das Berliner Schulwesen seit Gründung der neuen Stadtgemeinde, herausgeg. von Dr. Kalischer bei Wiegandt u. Grieben 1928.

Spandan.

Tegelort.

Baumwerder.





















DIE KARTE DER INSEL SCHARFENBERG

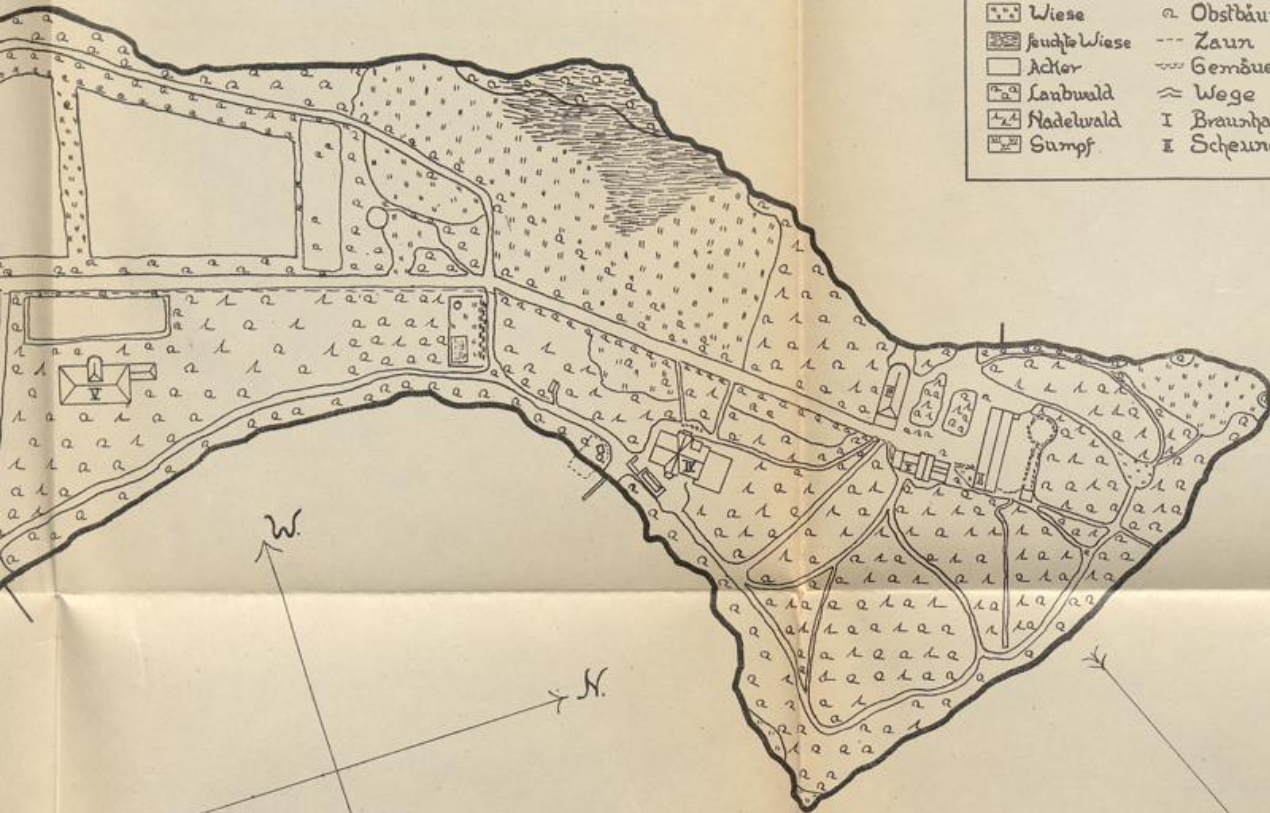
gezeichnet von W. Jenke 1926

im Maßstab 1:2000.

0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 Meter

ERLÄUTERUNGEN

 Wiese	 Obstbäume	 Fährhaus.
 feuchte Wiese	 Zaun	 Kuhstallhaus.
 Acker	 Gemüsegarten	 Neubau.
 Laubwald	 Wege	 Holzhaus.
 Nadelwald	 I. Brauhaus.	 VIII. Hühnerfarm.
 Sumpf.	 II. Scheune.	 VII. Gänsefarm.



W.
N.
S.
O.

Tegel.

Schülerarbeit zum Abiturium 1926
verbessert 1928.

Fläche der Insel ca. 23,5 ha.

Die Karte der Gegend
von ...

Verarbeitet von ...

Veröffentlicht ...

Verlag ...



...

1650

1650

1650





03M46469